

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Voodoo in London

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Voodoo in London

John Sinclair Taschenbuch Nr. 37

von Jason Dark

erschienen am 10.04.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Voodoo in London

Eines Nachts begann es. Die Menschen hörten das rhythmische, dumpfe Trommeln. Einige von ihnen wußten, daß es nun soweit war. Sie schlichen sich zu ihren Verstecken und holten es hervor, war sie jahrelang verborgen gehalten hatten - die Puppen! Kunstvoll gefertigt, magisch aufgeladen, Abbild der Feinde, die es zu töten galt. Manche ahnten es, nur wenige wußten es. Der Voodoo-Zauber hatte London erreicht. Und bald würde er Früchte tragen: Die lebenden Toten...

Es war eine Nacht, in der das Unheil triumphierte. Dies spürte Mac, der dunkelhäutige Taxifahrer, sehr genau. Selten hatte er so verkrampft hinter dem Lenkrad gesessen, obwohl es eigentlich gar nichts gab, das ihn hätte beunruhigen können.

Dennoch fürchtete er sich.

Vielleicht war es das Ziel seiner Fahrt. Telefonisch war er in den Osten bestellt worden. Zwar stammte er aus diesem Teil Londons, aber gern fuhr er dort nicht hin. Vor einigen Jahren war er mit seiner Familie weggezogen. Ein Gewinn beim Bingo hatte ihm dies ermöglicht. Es blieb sogar noch Geld übrig, um sich ein Taxi zu kaufen, und Mac hatte sogar die schwierige Prüfung bestanden, der sich jeder neue Taxifahrer unterziehen muss, wenn er eine Fahrerlaubnis haben möchte. Das alles lag hinter ihm. Mit der bestandenen Prüfung hatte er auch seine Vergangenheit abschütteln wollen. Sie blieb zurück im Londoner Osten, in den Ghettos, wo die Chicos, zu denen er sich auch einmal gezählt hatte, auf engsten Räumen hausten und von der Wohlfahrt oder von kleineren Verbrechen lebten.

Es war eine verdammte Gegend, in die er musste, aber die Fahrt brachte Geld.

Und noch einen Grund gab es, dass er nicht abgesagt hatte. Dieser Grund hatte einen Namen. King Grenada!

Man sprach nur flüsternd über ihn. Es gab Leute, die behaupteten, dass er überhaupt nicht existierte, aber Mac wusste es besser. Er hatte diesen Menschen schon gesehen, der sich selbst als König unter den Chicos bezeichnete und den Osten regierte.

Selbst die allgewaltige Mafia, mit Logan Costello an der Spitze, ließ aus diesem Gebiet ihre Finger, denn der Osten gehörte allein King Grenada. Wenn er befahl, spürten die anderen, und auch Mac wusste, dass er ihm gehorchen musste, denn Grenadas Männer würden ihn überall finden. Sie waren nicht nur gnadenlose Mörder,

in ihnen sollte die Kraft des Teufels stecken, denn King Grenada war vor seiner Londoner Zeit auf den Bahamas ein berühmter Totenpriester, ein Voodoo-König, gewesen, dem man nachsagte, dass er Leichen durch einen unheilvollen Zauber wieder zum Leben erwecken konnte.

In der Nacht dröhnten dumpf die Trommeln. Von den Adepten des Totenpriesters wurden sie geschlagen und erweckten die Leichen in ihren feuchten Gräbern.

Der Voodoo-Schrecken war mit Worten kaum zu beschreiben, zu grausam, bizarr und unreal war er.

Mac fuhr weiter. Auf der Horseferry Road rollte er dahin und näherte sich bereits der Lambeth Bridge. Sie wollte er nehmen, um die Themse zu überqueren.

Es herrschte noch ziemlich viel Verkehr. Die Außengeräusche kamen dem Fahrer seltsam dumpf und auch unwirklich vor, als würde er nicht durch die Nacht rollen, sondern in einem geisterhaften Schlund stecken der alles in die Tiefe zog.

Und dieser Schlund war ausgefüllt mit seltsamen Dämpfen, die sich im Licht der beiden Scheinwerfer zu Spiralen und Figuren drehten. Das stimmte natürlich nicht. Es war nur der Nebel, der vom Ufer des Flusses her in die Höhe stieg und sich träge in den Niederungen ausbreitete, wobei er auch die Fahrbahn überwallte.

Auf der Brücke fuhr Mac noch langsamer. Hier hatte sich der Nebel verdichtet.

Vor ihm rollte ein Lastwagen dahin. Seine roten Heckleuchten zerfaserten und glichen unheimlichen Voodoo-Feuern in der Schwärze der Nacht.

Wieder musste Mac daran denken. Über seinen breiten Rücken rann eine Gänsehaut. Die Lippen zuckten, er schluckte ein paar Mal. Vergeblich versuchte er, die Gedanken abzuschütteln, es wollte ihm einfach nicht gelingen. Die schaurige Zauberkunst der Karibik hielt

ihn in ihrem Bann.

Voodoo in London!

Das konnte er sich überhaupt nicht vorstellen Dafür brauchte man die schwülen Nächte, den Vollmond, der über den gebogenen Wipfeln der Palmen stand und den lebenden Leichen Kraft spendete.

»Nein!« flüsterte er, »das kann es nicht geben. Ich mache mich da selbst verrückt...«

Schon bald fuhr er auf der Lambeth Road in Richtung Osten. Jetzt hatte er es nicht mehr weit, die Gegend würde bald mieser werden, bereits hinter dem St George's Circus fing es an.

Mac konnte schneller fahren und musste sich auch stärker auf den Verkehr konzentrieren. Er nahm sich vor, dass dies seine letzte Fahrt in dieser Nacht sein würde. Er wollte den Fahrgast abliefern und dann Feierabend machen.

Es war eine finstere Nacht. Geschaffen für ungesetzliche Dinge. Hinzu kam die Kälte, die die letzten ziemlich warmen Novembertage abgelöst hatte. Sie schien in der Luft zu kleben, und die Bäume hatten nach dem großen Sturm sämtliche Blätter verloren. In den Rinnsteinen lagen sie, zumeist mit hellem Rauhreif überzogen.

Hatte Mac bisher über breite Straßen fahren können, änderte sich dies sehr bald. Er geriet in den Straßen-und Gassenwirrwarr des Stadtteils Southwark und damit praktisch in das Herz des Londoner Armenviertels. Hier hatte er auch einmal gelebt, und hier hausten noch immer die Gestrandeten, die Arbeitslosen, die Farbigen.

Man hatte ihm eine Adresse nahe der Great Dover Street angegeben. Wo das Haus genau lag, hatte er wieder vergessen. Nahe einer U-Bahn-Station hielt er an, schaltete die Innenbeleuchtung ein und holte einen Zettel hervor, den er erst glätten musste, um das Geschriebene lesen zu können.

Mac runzelte die Stirn. Die krausen Haare auf seinem Kopf wollten sich schon aufstellen, und als er sein Gesicht im Innenspiegel sah,

entdeckte er den Schweiß auf der Stirn.

Diese Anschrift befand sich im Gebiet der Lagerhallen. Wohnten dort überhaupt Menschen?

Mac schaltete die Innenbeleuchtung wieder aus und dachte nach. Normalerweise war das kein Wohnviertel. Doch so etwas konnte sich ändern. Mac erinnerte sich daran, von umgebauten Fabrikhallen gelesen zu haben. Es gab da einige. Die Stadt London hatte diese leerstehenden Gebäude aufgekauft, sie umgebaut und Wohnviertel für die Farbigen und sozial Schwachen gebaut.

So etwas Ähnliches musste das sein. Sein Ziel war gar nicht mal weit entfernt.

Mac wollte wieder starten, als er die Bewegung wahrnahm. Dicht an seinem Wagen und auch an der rechten Seite, wo der Fahrer sitzt. Der Kopf des Mannes zuckte herum, seine Hand legte sich auf den Griff des Schlagstocks, denn Mac wollte gewappnet sein.

Er starrte in ein Gesicht. Es gehörte einem Farbigen. Der Mann war noch jung. Er presste das Gesicht gegen die Scheibe und drückte es so hart davor, dass es wie eine zerquetschte Puddingmasse wirkte. Die Lippen glichen einem Klumpen rohen Fleisches, die Nase war plattgedrückt wie ein altes Stück Gummi. Auf dem Kopf trug der Typ eine Pudelmütze, und so schnell, wie er aufgetaucht war, so schnell zuckte er auch wieder zurück, ohne allerdings zu gehen. Mac schaute durch die Scheibe, sah die pendelnden Rockschöße und die Puppe, die aus der Hose herausschaute.

In dem finsternen Gesicht fielen die hellroten Lippen auf, die wie zum Schrei geöffnet waren.

Eine Voodoo-Puppe!

Macs Augen weiteten sich. Er hatte während des ersten Teils dieser Fahrt an Voodoo gedacht, und plötzlich wurde er damit konfrontiert. Das konnte kein Zufall sein.

Der Fahrer war nicht in der Lage, seinen Kopf zu drehen. Er stand

wie unter einem Zwang, das Gesicht der Puppe anschauen zu müssen. Ein seltsames Kribbeln lief über seinen Rücken, denn er hatte das Gefühl, als trüge die Voodoo-Puppe ungefähr seine Gesichtszüge. Drei, vier Sekunden verstrichen. Mac saß still. Dafür bewegte sich der andere. Von der rechten Seite her erschien eine Hand mit schlanken, dennoch kräftigen Fingern und langen Nägeln. Zwischen Daumen und Zeigefinger klemmte eine Nadel.

Mac wusste, was dies zu bedeuten hatte, dachte jedoch nicht näher darüber nach. Er öffnete den Mund, war allerdings so gelähmt, dass er keinen Laut hervorbrachte.

Die Hand mit der Nadel schob sich immer näher an die kleine Puppe heran, wobei die Spitze des kleinen Instruments haargenau auf den Kopf wies.

Ein Ruck. Mac verkrampfte sich.

Die Nadel wischte vorbei. Sie hatte den Kopf nicht getroffen, und der Fahrer ließ sich erleichtert zurücksinken. Der Atem zischte aus seinem Mund. Mac spürte am Hemdkragen den kalten Schweiß. Das heftige Lachen nahm er ebenso wenig zur Kenntnis wie die Schritte des Mannes, als er hastig davoneilte.

Das Auftauchen dieses Mannes war eine deutliche Warnung gewesen. Man hatte von ihm bereits eine Puppe hergestellt, und Mac kannte die Regeln verdammt gut. Wenn er sich weigerte, mit ihnen zusammenzuarbeiten, würde diese magisch beschworene Puppe ihre ganze Kraft ausspielen und alles, was sie empfand, auch auf ihn übertragen.

Wieso war dies geschehen?

Mac stellte sich verzweifelt die Frage nach dem Grund, und er dachte wieder daran, dass er so etwas in dieser Nacht genau gefühlt hatte. Ja, die Nacht verbarg ihre Gefahren, und sie würde sie irgendwann ausspeien wie ein Mensch eine schlechte Mahlzeit.

Hatte es Sinn, jetzt noch zurückzufahren? Nein, das nicht, ganz

bestimmt nicht. King Grenada hatte gerufen, er musste folgen, sonst würde er sein Leben verlieren und die Familie ebenfalls. Mac startete. In den letzten Minuten hatte er einige graue Haare mehr bekommen, davon war er überzeugt.

Eine miese Gegend nahm ihn auf.

Mietskasernen aus den frühen Dreißigern, dazwischen verlassene Tankstellen, leere Gebäude irgendwelcher Firmen, die es einmal gegeben hatte, Brachgelände, ausgeschlachtete Autos, Schmutz, Unrat - und einige Lokale, die Mac nur vom Hörensagen kannte, denn in diesen Kaschemmen verkehrte wirklich das letzte Publikum. Er sah auch ein Straßenschild. Da es soeben noch lesbar war, wusste er, dass er sich nicht verfahren hatte und das Haus, zu dem er bestellt worden war, bald auftauchen musste.

Aus dem Dunkel hinter ihm erklang ein Röhren. Etwas explodierte in den Spiegeln, und die Lichtfülle blendete ihn für einen Augenblick. Wenig später überholte ihn ein Motorrad. Der Fahrer setzte sich dicht vor Macs Wagen, drehte sich auf dem Bock und winkte ihm zu. Mac hatte genau verstanden. Er sollte folgen.

Der Motorradfahrer geleitete ihn sicher zu seinem Ziel. Es tauchte auf wie ein Geist aus der Dunkelheit. Ein gewaltiges Gebäude, eine Kaserne mit mehreren Stockwerken, zahlreichen Fensterreihen, wobei nur hinter einigen Licht brannte.

Manchmal sah Mac auch einen bläulichen Schimmer. Für ihn ein Beweis, dass die Glotzkisten liefen.

Nach rechts bog der Fahrer des Motorrades ab. Mac folgte ihm. Sie fuhren an der Schmalseite des rechteckigen Gebäudes vorbei und erreichten einen kleineren Parkplatz, wo Wagen der Mittelklasse standen. Mac wusste, dass diese Fahrzeuge den Zuhältern gehörten, die sich in dieser Gegend ebenfalls herumtrieben.

Als das Bremslicht des Feuerstuhls vor ihm aufglühte, stoppte auch Mac seinen Wagen. Er löschte das Licht, löste den Sicherheitsgurt

und drückte die Tür auf.

Kälte schlug ihm entgegen. Der Atem stand vor seinen Lippen als dampfende Wolke. Mac spürte seinen Herzschlag ziemlich heftig. Was hier passierte, gefiel ihm nicht.

Sacht ließ er die Wagentür ins Schloss fallen.

Der Fahrer hatte seine Maschine aufgebockt und nahm seinen Helm ab. Er stand im Streulicht einer einsamen Laterne, und Mac schaute in das Gesicht des Fahrers.

Es war derselbe Mann, der ihm auch die Puppe gezeigt hatte. Sein Grinsen widerte Mac an, und mit den geschmeidigen Bewegungen eines Samba-Tänzers kam er auf den Fahrer zu.

»Hi, Bruder«, sagte er zischelnd. »Du hast alles genau verstanden?«

»Ja.«

Der andere streckte seinen Arm aus, lachte. Lange Fingernägel strichen über Macs Wangen. Es gab schabende Geräusche, als sie die Barthaare bogen. »Hoffentlich, Mac, hoffentlich hast du alles verstanden! Mach mit, Bruder, mach nur mit, denn bald wird alles anders...«

»Verstanden, Bruder.«

Der andere »spitzte« die Lippen, als wollte er Mac küssen. Im nächsten Augenblick hatte ihn das Dunkel verschluckt. Nicht einmal seine Schritte waren zu hören.

Für einen Moment blieb der Fahrer stehen. Er presste die Lippen zusammen. Selten in der letzten Zeit hatte er sich so unwohl gefühlt wie in dieser verdammten Nacht.

Da kam etwas auf ihn zu. Ganz bestimmt sogar.

Ein quietschendes Geräusch unterbrach die Stille, die ihn umgab. So hörte sich eine Tür an, wenn sie aufgestoßen wurde und die Angeln schlecht geölt waren.

Der Laut war links von Mac aufgeklungen. Er drehte auch den Kopf

in die Richtung und sah einen aus dem Haus fallenden hellen Lichtschein. In dem gelbweißen Rechteck der offenen Tür stand ein Mann, der ihm zuwinkte.

»Komm runter, Mac.«

»Okay.«

»Aber gib acht. Die Stufen sind schmal.«

Es gab tatsächlich eine Treppe. Und die musste auch sein, denn das Haus lag tiefer als der Parkplatz. Zwischen der Böschung und der Hauswand war soviel Platz, wie die halbe Breite eines Fußballfeldes einnahm.

Mac fand die Treppe. Ein Geländer sah er nicht.

Der Mann erwartete ihn. Er war schon älter, hatte eisgraues Haar und trug einen ebenfalls grauen Kittel. Sein Gesicht mit der schwarzen Haut zeigte zahlreiche Falten, und die Brille, die auf seiner dicken Nase saß, besaß starke Gläser.

Der Taxidriver blieb vor dem Mann stehen und nickte. »Hier bin ich also!«

»Ich grüße dich, Mac.«

»Du kennst mich auch?«

»Ja, sicher...«

»Komisch. Mich scheinen alle zu kennen. Nur ich kenne euch nicht, zum Teufel!«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Aber du wirst dich doch an den alten Uncle Tom erinnern können. Denk mal nach, Mac.« Während der Mann die Worte sagte, war er einen Schritt zurückgetreten, so dass der Fahrer ihn besser erkennen konnte und auch nicht von dem Licht geblendet wurde.

Erst jetzt schaute sich Mac das Gesicht genauer an. Ein Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. »Klar«, sagte er, »ich kenne dich. Du bist Uncle Tom, der Mann mit den Candies.«

»Richtig, mein Junge, richtig.« Der Alte legte seine Hand auf Macs Schulter. »Wie schön, dass du dich noch erinnerst, wo du nicht mehr bei uns in der Nähe wohnst.«

Der Fahrer hob die Schultern. »So spielt das Leben nun mal. Ich wollte immer weg, das habe ich geschafft.«

»Man soll seine alten Freunde aber nie vergessen«, belehrte ihn Uncle Tom, und Mac überhörte den warnenden Unterton in der Stimme. Er dachte zurück an die Zeiten, als er noch ein kleiner Junge gewesen war. Uncle Tom gehörte zu den angenehmen Erinnerungen seiner Kindheit. Tom hatte Süßigkeiten selbst hergestellt. Aus Zucker und Karamel. Die Bonbons hatte er zumeist an die Kinder verschenkt. Vielen Jungen und Mädchen war der alte Mann wie ein heller Stern in der Trostlosigkeit eines dunklen Himmels vorgekommen.

»Wen soll ich denn abholen?« fragte Mac und begab sich damit wieder von seinem geistigen Ausflug in die Vergangenheit zurück auf den Boden der Tatsachen.

»Mich nicht.«

»Wen dann?«

»Er ist im Keller.« Der Alte senkte seine Stimme.

Mac runzelte die Stirn. »Das verstehe ich nicht. Du kannst ihn doch rufen.«

»Nein, nein so einfach ist das nicht. Du musst schon mitkommen, Mac, wirklich.«

Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht, wirklich. So etwas ist nicht normal. Wenn du nicht gewesen wärest, Uncle Tom, dann würde ich jetzt fahren.«

»Mach dich nicht unglücklich, Junge. Man stellt sich nicht gegen King Grenada.«

»Was hat er denn damit zu tun?«

Der Alte lachte fast lautlos. »Frage nie, Mac. Hast du das schon

vergessen? Diese Regel von früher gilt heute ebenso. King Grenada bestimmt, was geschieht. Wir haben uns zu fügen. Hörst du? Zu fügen!«

»Klar, ich habe verstanden.«

Sie waren durch einen schmutzigen Flur gegangen und standen nun vor der Kellertür. Es brannte ein trübes Licht. Die alten Steinstufen waren abgetreten. Muffiger Geruch drang aus der Tiefe. Uncle Tom ging vor.

»Ich kenne mich hier aus«, sagte er. »Du kannst mir vertrauen.«

Mac folgte ihm.

Die Sache gefiel ihm immer weniger. Er hatte sich eigentlich noch nie vor Kellern gefürchtet, nun überkam ihn ein komisches Gefühl. Außerdem dachte er wieder an den Typ mit der Voodoo-Puppe. Das war kein Spaß gewesen, sondern Ernst. Die Leute hier hatten etwas vor. Mac wusste nicht, wer in dieser Mietskaserne alles wohnte. Uncle Tom kannte er. Mit den anderen würde er wohl kaum etwas zu tun kriegen. Und das wollte er auch nicht.

Sie hatten die Treppe hinter sich gelassen und gelangten in den eigentlichen Keller. Der Gestank nahm zu. Ein Gang schluckte sie. Noch schlechter wurde das Licht. Wenn Mac nach rechts oder links schaute, sah er die einzelnen Verschläge, die hier die Kellerräume darstellen sollten.

Sie gingen bis etwa in die Mitte. Uncle Tom blieb stehen und deutete auf eine Metalltür. »Dahinter liegt er«, sagte er.

»Liegen?«

»Ja, mein Junge. Es ist ein Toter!«

Mac wurde bleich. Mit allem hatte er gerechnet, aber nicht damit, dass er einen Toten fahren musste. Das war schon pervers, dafür hatte er überhaupt kein Verständnis.

»Hat man dir das nicht gesagt?« fragte Uncle Tom.

»Nein.«

»Nun ja. King Grenada hat sich für dich entschieden. Du sollst die Leiche wegschaffen.« Uncle Tom sagte dies, als wäre es eine völlig normale Sache. Er griff in seine rechte Kitteltasche und holte einen Schlüssel hervor.

Mac wartete. Seine Augen hatten sich verengt. Auf seiner Haut spürte er die Spannung. Eine Voodoo-Puppe, eine Warnung, jetzt ein Toter. Mac war gespannt, was noch alles in dieser Nacht auf ihn zukommen würde. Der Alte hatte die Tür aufgeschlossen. Sie quietschte in den Angeln, als er sie bis zum Anschlag hin öffnete. Das Licht aus dem Gang war einfach zu trübe, um auch den Kellerverschlag erhellen zu können, deshalb sah Mac auch nichts. Uncle Tom bückte sich und schob sich an ihm vorbei.

»Warte einen Moment«, hörte er den Alten flüstern. Im Verschlag machte er Licht. Eine nackte Glühbirne wurde hell. Ihr Licht fiel auf zahlreiche Kartons, die an den Wänden gestapelt waren. Aufschriften gab es nicht, aber das interessierte Mac auch nicht, viel wichtiger war der Tote.

Dicht hinter der Tür lag er. Ob es ein Mann oder eine Frau war, konnte Mac nicht erkennen, man hatte die Leiche in einen Sack gesteckt. Das alles hätte ihn nicht einmal so gestört, wären nicht die Stricke gewesen, die jemand um den Körper des Toten gewickelt hatte. Die Stricke liefen quer und schräg. So fesselt man auch einen lebenden Menschen, wenn er nicht weglaufen soll.

»Das ist er«, sagte der Alte und deutete auf die nicht sichtbare Leiche.

»Wieso habt ihr ihn eingepackt und gefesselt?«

»Frag nicht, Junge. Nimm dir die Leiche und schaff sie weg!«

»Wohin denn?«

»Das wird man dir noch sagen, wenn du oben angekommen bist. Lade sie auf deine Schultern und wirf sie in den Kofferraum. Später wirst du schon einiges hören.«

Mac schüttelte den Kopf »Ich... ich mache mich strafbar, Uncle Tom. Das kann ich gar nicht. Ich bekomme keine Lizenz mehr, wenn ich so etwas tue...«

Der Alte atmete tief ein »Bist du eigentlich verrückt?« zischte er. »Strafbar machst du dich? Natürlich, aber was ist das schon? Denk an King Grenada. Er ist für dich so etwas wie ein Gott, verstehst du? Er hat dich wegziehen lassen, und wenn jemand weggezogen ist, bleibt er trotzdem einer von uns. Er wird uns immer einen Gefallen tun müssen, wenn wir ihn brauchen. Der King erinnert sich an dich. Er freut sich auch, dass du es geschafft hast. Doch ohne Fleiß kein Preis. Sei fleißig für uns und den Voodoo...«

Mac erschrak. »Was hast du mit Voodoo zu tun, Uncle Tom?«

»Nichts, Junge, vergiss es.«

»Uncle Tom, ich will das wissen. Was ist mit Voodoo?«

»Nimm die Leiche, bitte!« Die Stimme des Alten klang befehlend. Mac verstand und nickte. Zudem hatte er sich längst entschlossen. Er würde diesen Job übernehmen. Allein seiner Familie zuliebe. Ihr war nicht gedient, wenn die Frau ohne Mann dastand und die Kinder ohne Vater. Da war es besser, sich ein wenig außerhalb der Legalität zu bewegen. Zudem war King Grenada nicht zu unterschätzen.

Ein brutaler Bursche war das, ein...

Seine Gedanken stockten. Mac hatte sich gebückt, um die Leiche hochzuhieven, doch mitten in der Bewegung erstarrte er. Er hatte etwas gesehen, das ihm den Atem raubte.

Die Leiche in dem verschnürten Sack bewegte sich!

Aus dem Mund des Taxifahrers drang ein ächzender Laut. Er wusste, dass er sich nicht getäuscht hatte. Innerhalb dieses Verlieses war es windstill, kein Lüftchen hatte die Falten des Sacks bewegt. Dies war von innen gekommen, von der Leiche.

Und jetzt wieder.

Der oder die Tote zog die Beine an. Gleichzeitig zuckte der

Oberkörper, und an einen lebenden Toten dachte Mac nicht einmal, sondern nur an einen bewusstlos geschlagenen Menschen, der vor dem Abtransport noch einmal zu sich gekommen war.

Da konnten ihm zehn King Grenadas drohen. Keinesfalls würde Mac diese Last wegschaffen. Einen Toten, der lebte, der vielleicht nur...

»Was ist, Mac?« Die Stimme des Alten unterbrach seine wirren Gedanken.

Der Fahrer drehte sich. Er fuhr gleichzeitig in die Höhe und schaute in das faltige Gesicht des Uncle Tom. »Ich mache es nicht!« flüsterte er.

»Verdammt, ich mache es nicht. Die Person lebt, hast du das nicht gesehen?«

»Schon.«

»Und du sagst nichts? Du lässt einfach zu, dass ich einen Menschen, der gar nicht tot ist, wegschaffe?«

»Natürlich.«

»Ich verstehe dich nicht, Uncle Tom. Mag der King noch so mächtig sein, das kann er nicht verlangen. Ich werde den Sack aufschneiden. Wir müssen das Opfer befreien.«

»Das würde ich dir nicht raten, Junge«, erwiderte der alte Neger mit dumpfer Stimme.

»Und weshalb nicht?«

Die Haut des Alten nahm einen grauen Schimmer an. Vor der nächsten Antwort schaute er erst in den Gang, kam wieder zurück und senkte bei seiner Erwiderung die Stimme zu einem Gänsehaut erzeugenden Flüstern. »Weil er schon tot ist.«

Mac schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Ich habe gesehen, wie er sich bewegte.«

»Junge, begreife endlich. Das ist ein lebender Toter. Ein Opfer des Voodoo!«

Erst jetzt hatte Mac verstanden. In seinem Magen setzte sich ein Klumpen fest. Er öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen, die Augen wurden groß, und er glaubte sogar, in seinem Hinterkopf die dumpfen Voodoo-Trommeln zu hören, obwohl dies Einbildung war.

»Eine lebende Leiche?« hauchte Mac.

»Ja, so ist es.«

»Aber das verstehe ich nicht. Das kann ich nicht begreifen. Es gibt sie doch nicht...«

»Schau hin!«

Mac drehte sich wieder um. Als er sah, was mit der Leiche geschah, kroch die Angst in ihm hoch, und sein Gesicht wurde zur Maske. Die Leiche richtete sich auf. Dies geschah sehr langsam, aber sie ließ sich nicht stoppen und geriet in eine sitzende Position. Dabei spannte sich auch der Stoff des Sacks. Er wurde eng gegen das Gesicht und den Körper des lebenden Toten gedrückt, und hinter dem dünnen Stoff zeichneten sich sehr deutlich die Gesichtszüge der lebenden Leiche ab. Das musste ein Mann sein.

Soviel bekam Mac noch mit. Innerhalb weniger Sekunden hatte er sich entschlossen. Keinesfalls würde er den lebenden Toten in seinen Wagen laden und damit wegfahren. Für alles Geld der Welt nicht. Diese Horror-Fracht konnte ihm keiner zumuten. Er drehte sich um. Uncle Tom musste Bescheid wissen, dass man mit ihm so etwas nicht machen konnte.

Drei Augen schauten ihn an.

Zwei davon waren normal. Sie gehörten dem alten Neger. Das dritte Auge bestand aus einer Revolvermündung, die durch einen Schalldämpfer verlängert worden war. Und die Hand des alten Negers zitterte nicht einmal, obwohl sie die schwere Waffe halten musste. Mac versuchte zu grinsen. Er schaffte es nicht und starrte auf die Mündung. »Was soll das?«

»Du packst jetzt die Leiche, Junge, und nimmst sie mit! Es wird

alles so gemacht, wie ich es wünsche...«

»Aber...«

»Kein aber, Junge. Der King hat befohlen, wir müssen folgen. Ich bin zwar alt, aber ich hänge dennoch am Leben und werde mich hüten, mich gegen den King zu stellen.«

Mac wollte nicht. Verzweiflung breitete sich auf seinen Gesichtszügen aus. Er schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht. Das bringe ich einfach nicht fertig.«

»Er kann dir nichts tun. Wir haben ihn gefesselt. Er ist der erste, Mac, andere werden folgen. In der nächsten Nacht schon. Der Voodoo-Zauber wird London überschwemmen, das kann ich dir jetzt schon sagen. Stelle dich nicht gegen uns, mache keinen Fehler! Mac, sonst gehörst du bald auch zu ihnen.«

»Wie meinst du das?«

»Möchtest du als lebender Toter deine Familie besuchen? Wenn die Zombies kommen, hat die Hölle gesiegt. Es ist soweit. Die Zombies stehen bereit, und sie werden die anderen Menschen nicht töten, sondern auch ver...«

»Halt den Mund!« schrie Mac erstickt. »Ich kann es nicht hören! Es reicht, verdammt!«

»Pack ihn dir und lege ihn in den Kofferraum, mein Junge!«

Mac stöhnte auf. Er hatte die Worte genau verstanden, aber er wollte nicht, weil er es nicht verantworten konnte, so zu handeln. Eine Schweigepause entstand. Einen halben Schritt wich Mac zurück und stieß dabei mit der lebenden Leiche zusammen, die gerade in diesem Moment wieder auf die Seite fiel und an Macs Waden entlang rutschte. Mac und Uncle Tom hörten den Aufschlag, und beide ließen sich ablenken.

Aber Mac war schneller, er ahnte, dass er jetzt schnell sein musste, denn die Waffenmündung wies in diesen Momenten schräg an ihm vorbei.

Er handelte. Der Fahrer vertraute darauf, dass der alte Neger nicht mehr so schnell reagieren konnte, und er sollte sich nicht getäuscht haben, denn dem herabfallenden Arm und dem nachfolgenden Treffer konnte Uncle Tom nicht ausweichen.

Der Schlag war so hart geführt worden, dass er es nicht mehr schaffte, die Waffe zu halten. Sie fiel zu Boden, und Uncle Tom wankte zurück, aschfahl im Gesicht.

Blitzschnell bückte sich Mac und nahm den Revolver an sich. Im nächsten Augenblick schaute der Alte in die Mündung. Mit dem Rücken hatte sich Uncle Tom gegen die linke Kellerwand gepresst, die Augen weit aufgerissen, die Arme halb erhoben.

»So«, sagte Mac nur.

»Mach dich nicht unglücklich, Junge. Tu, was man dir gesagt hat. Ich flehe dich an!«

Mac schüttelte den Kopf. »Nein, Uncle Tom, das mache ich nicht. Dieses Spiel nicht, da steige ich aus!«

»Junge!« Beschwörend sprach der alte Neger das Wort. »Denk an dich und deine Familie. Sie packen euch, sie bringen euch um...«

»Ich denke immer daran, Uncle Tom. Ich will nicht, dass lebende Tote in meinen Kreis eindringen. Verdammt, das will ich auf keinen Fall. Hast du verstanden?«

»Du bist einer von uns, Junge!«

»Nicht mehr, Uncle Tom, nicht mehr. Und nun dreh dich um, aber schnell. Beeil dich!«

Der Schwarze verdrehte die Augen. Er sah ein, dass er einen zu allem entschlossenen Menschen vor sich hatte und tat, was man ihm geheißen hatte. Langsam drehte er sich und wandte Mac schließlich den Rücken zu.

Das Gesicht des Fahrers verzog sich. Was er jetzt tun musste, widerte ihn an, aber er sah keine andere Chance.

Mac holte aus und schlug zu. Vielleicht nahm der Alte noch den

Luftzug der herabsausenden Waffe wahr, er zuckte nämlich vor dem Treffer zusammen, dann hörte Mac das dumpfe Geräusch, als der Lauf den Nacken traf, und der alte Mann brach zusammen. Vor Mac sackte er in die Knie. Der Fahrer fing ihn noch ab, damit er nicht zu hart aufschlug, und kontrollierte sofort den Puls.

Uncle Tom lebte. Er hatte also nicht zu fest zugeschlagen, und Mac fiel ein Stein vom Herzen.

Sehr langsam drehte er sich um. Sein Gesicht versteinerte während dieser Bewegung, denn er wusste genau, was er zu tun hatte. Schließlich kannte er die alten Regeln, er hatte viel über Voodoo und dessen Folgen gehört, daher war ihm auch bekannt, wie man lebende Leichen endgültig erlösen konnte.

Durch einen Schuss in den Kopf!

Der Zombie in dem Sack hatte sich wieder auf den Rücken gewälzt und versuchte erneut, seinen Oberkörper in die Höhe zu stemmen. Mac zielte genau!

Obwohl er die lebende Leiche nicht gesehen hatte, war er sicher, einen Zombie vor sich zu haben. Ein normaler Mensch hätte sich anders bemerkbar gemacht. Er hätte gesprochen, geschrien oder gerufen, das war bei der Gestalt in dem Sack nicht der Fall gewesen. Darin musste ein Zombie stecken!

Mac korrigierte noch ein wenig die Schussrichtung, konzentrierte sich nur auf den Schädel und drückte ab.

Kein lautes Schussgeräusch unterbrach die lastende Stille. Der Schalldämpfer schluckte fast alles, und Mac vernahm nur ein dumpfes »Plopp«.

Er hatte genau getroffen. Der Fahrer sah, wie der Zombie zurückgestoßen wurde, und genau dort, wo sich seine Stirn befand, zeichnete sich ein dunkler Fleck auf dem Stoff des Sacks ab. Mehr sah Mac nicht. Allein dieser Anblick schien schaurig genug, um seine Nerven flattern zu lassen. Er senkte den Waffenarm, war bleich

im Gesicht und blieb sekundenlang auf der Stelle stehen, als wäre er mit dem Boden verwachsen.

Plötzlich wurde ihm bewusst, in welcher Gefahr er steckte. Die Erkenntnis drang wie ein Blitzstrahl in seinen Gedankenapparat, und ihm war klar, dass er hier im Keller keinen Augenblick länger verweilen durfte.

Er schnellte herum, fest entschlossen, sich durch nichts aufhalten zu lassen. Nun besaß er eine Waffe. Er würde sich auch den Weg nach draußen freischießen.

Trotz der Stresssituation, in der sich der Taxifahrer befand, verlor er nicht die Nerven und auch nicht die Übersicht. Er stürmte nicht wie ein Wilder in den Kellergang, sondern schaute sich zunächst einmal um. Soweit er sehen konnte, war der Gang frei.

Mac huschte aus dem Kellerverlies, wandte sich nach links und hastete in Richtung Treppe.

Er hatte es mehr als eilig. Seiner Ansicht nach war die Diskussion schon viel zu lange gelaufen. Andere waren sicherlich misstrauisch geworden, nun drängte sich alles zusammen. Über den schmutzigen Boden hastete er, erreichte unangefochten die Treppe und atmete zunächst einmal auf, weil er die erste Etappe überstanden hatte.

Jetzt brauchte er nur die Stufen hochzuheizen, dann hatte er es fast geschafft.

Die Stufen waren feucht. Eine glitschige Schicht, die im Schein der schwachen Lampe wie Glatteis glänzte.

Auch die Treppe überwand der Fahrer und stürmte im nächsten Augenblick ins Freie.

Die Kälte traf ihn in seinem erhitzten Gesicht. Er hatte dabei das Gefühl, als würde sein Schweiß auf der Stirn festfrieren. Hastig blickte Mac sich um.

Menschenleer war der Raum bis zur Böschung. Die einzelne Laterne in der Nähe seines parkenden Wagens leuchtete wie eine

blasse Zitrone im Dunkel der Nacht.

Mit wenigen Schritten hatte Mac die Böschung erreicht. Obwohl er den Zombie ausgeschaltet hatte, verspürte er dennoch die Angst in seiner Brust. Das war nur einer gewesen. Wer konnte schon sagen, wie viele noch umherliefen?

In London braute sich etwas zusammen, und er, ein kleiner Taxifahrer, wusste als einziger von dieser schrecklichen Gefahr. Dieses Wissen belastete ihn, drückte auf sein Gemüt, doch es gelang ihm, die Angst abzuschütteln.

Sein Wagen war jetzt wichtiger. Lebenswichtig sogar. Er überwand auch unangefochten die Treppe der Böschung und sah bereits seinen abgestellten Wagen. Zum Glück hatte er ihn so geparkt, dass er nicht erst zurücksetzen musste, wenn er losfuhr. Er konnte einen Bogen schlagen, dann war alles okay.

Mac stellte fest, dass seine Kondition auch nicht mehr die allerbeste war. Er atmete schwer, gab aber nicht auf und hetzte weiter. Seine Schuhe schleiften über den Boden, eine leere Konservendose wurde von ihm weggeschleudert, und er war froh, als die Kühlerhaube seines Taxis in Sicht kam.

Im nächsten Augenblick stoppte er, wie vor eine Wand gelaufen. Die Gestalt war aus dem Dunkel erschienen wie ein Gespenst. Mac schrie vor Schreck auf, denn er sah den Kerl genau vor sich, der die Puppe besaß. Weiß leuchtete das Gebiss des Mannes, sogar die Augen rollten, und die zischelnde Stimme schwang Mac entgegen.

»Hi, Bruder, wo hast du denn den Toten?«

Mac fuhr herum. »Im Keller!« schrie er. Gleichzeitig hob er den Arm und richtete die Mündung des schallgedämpften Revolvers auf den schlanken Farbigen.

»Bruder, Moment.« Der Knabe hob beide Arme. »Du willst doch hier keinen Bockmist machen?«

»Hau ab!«

»Wirklich?« Der Mann dehnte das Wort, das einen spöttischen Unterton bekommen hatte. »Willst du eine Kugel?«

»Aber Bruder, du schießt doch nicht auf mich. Was würde King Grenada dazu sagen?«

»Das ist mir egal!«

»Bruder ich...« Der andere sprach den Satz nicht zu Ende. Mit einem geschmeidigen Sprung versuchte er, nach rechts wegzutauchen, und das wäre ihm auch fast gelungen.

Mac war jedoch auf der Hut. Er hatte diesen Typ schon kennen gelernt, wusste, wie gefährlich er war, deshalb drückte er ab. Der andere wurde erwischt. Die geschmeidige Bewegung erhielt einen Rückschlag und verwandelte sich in einen grotesk anmutenden Sprung. Flatternd kamen Mac die Bewegungen des anderen vor, als der Typ seine rechte Hand gegen die linke Schulter presste, wo ihn die Kugel getroffen hatte. Dann schluckte ihn die Dunkelheit. Mac kümmerte sich nicht mehr um ihn. Die Flucht war für ihn jetzt wichtiger.

Die Wagenschlüssel fand er sehr schnell und schloss sofort die Fahrertür auf. Mit einem Sprung tauchte er in sein Automobil, warf die Waffe auf den Nebensitz und knallte die Tür zu.

Jetzt ging es um Sekunden. Noch bevor er den Motor gestartet hatte, vernahm er die Warnschreie des anderen. Der Typ jaulte wie eine Sirene. Wenn das so weiterging, würde er die Bewohner alarmieren und eine Hetzjagd überstand Mac wohl kaum lebend, da war und dachte er realistisch.

Trotz der Kälte ließ ihn der Motor nicht im Stich. Er lief wunderbar rund. Augenblicklich schlug Mac das Lenkrad nach links, schaltete die Scheinwerfer ein und nahm die Kurve und fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Die Lichtlanzen erhellten die Nacht. Mac sah die Dunstwolken in ihnen tanzen und wallen und er sah noch etwas anderes. Den Angeschossenen.

Plötzlich tauchte er vor der Kühlerhaube auf, glich mit seinem verzerrten Gesicht, den hochgerissenen Armen und der zerschossenen linken Schulter selbst einem unheimlichen Voodoo-Priester, und Mac konnte einfach nicht anders.

Er gab Gas!

Sein Volvo ruckte nach vorn, die Gestalt vor ihm verschwand, und er wusste nicht, ob er sie noch mit der wuchtigen Rammstange erwischt hatte. Jedenfalls war die Bahn frei.

Der Mann drückte aufs Gas.

Er durfte eigentlich so schnell nicht fahren, aber ihm war alles egal geworden. Über den mit Unrat und Schlaglöchern bedeckten Boden jagte er hinweg und interessierte sich nicht mehr dafür, was hinter ihm geschah und ob man die Verfolgung aufgenommen hatte. Die Pneus kreischten, als er sein Fahrzeug in enge Kurven zog und durch die schmalen Straßen in diesem fast menschenunwürdigen Viertel jagte.

Mac wollte dem Grauen entfliehen.

Das schaffte er auch. Vorläufig jedenfalls hatte er Ruhe. Nur war er gleichzeitig Realist. Es gab jetzt einen Zeugen, und King Grenada sowie seine Helfer würden alles daransetzen, um diesen Zeugen so rasch wie möglich zu beseitigen.

Und das machte ihm Angst...

Bill Conolly schaute mich an und fragte grinsend: »Weißt du, was die wärmsten Jacken sind, John?«

»Nein.«

»Die Cognjacken!«

Uralt war dieser Witz, und Bill hatte mich damit reingelegt. Doch das bewies mir, wie wohl ich mich fühlte und auch entspannt war. Es lag schon lange zurück, dass ich einen Abend bei den Conollys genossen hatte, denn zu viel Aufregendes war in der letzten Zeit

geschehen, aber eine kleine Pause am Freitagabend tat gut.

»Nicht stark, der alte Spruch?« fragte Bill.

»Sogar bärenstark. Wenigstens vor 20 Jahren. Jetzt brauchst du eine Bartwickel-Maschine.«

»Du nimmst einem auch jede Freude.« Bill hob sein Glas, in dem der Cognac schwappte. »Na denn, Cheerio!«

Auch ich trank. Das Essen lag hinter uns, und Sheila hatte sich mal wieder alle Mühe gegeben. Pikant angerichtete Forellenfilets als Vorspeise, eine doppelte Kraftbrühe als Zwischengericht und gefüllte Kalbsrouladen als Hauptgang. Dazu gab es Erbsen und frische Kartoffeln. Der Nachtschisch war ebenfalls nicht zu verachten gewesen. Ein Limetten-Parfait mit einem bittersüßen Geschmack, den Sheila mit Soße aus frischen Himbeeren ein wenig ausgeglichen hatte. Wirklich hervorragend, und mir tat es richtig gut. Ich kam selten dazu, so herrlich und schmackhaft zu essen. Als Junggeselle lebt man ja zumeist von einfachen Gerichten. Das fängt bei Fish and Chips an und endet mit dem Hamburger oder dem Hot dog.

In meinem Magen verbreitete der edle Tropfen seine Wärme, und ich lehnte mich entspannt zurück. »Das war wirklich gut«, sagte ich und schloss dabei die Augen.

»Finde ich auch.«

Ich öffnete die Augenlider ein wenig. Bill saß mir gegenüber. Auch er hatte sein Glas abgestellt. Der Reporter machte wieder einen sehr ruhigen Eindruck.

Ebenso wie seine Frau Sheila, die die großen Schrecken hervorragend verkraftet hatte. Sie war in der Hölle verschollen gewesen, der Satan hatte mit ihr ein Spiel begonnen, das man als grausam und schrecklich bezeichnen konnte, doch es war uns gelungen, Bills Frau aus den Klauen des Teufels zu befreien.

Nun, der Satan würde vorerst keinen zweiten Versuch starten, weil er zu beschäftigt war. Für ihn existierten andere Probleme, denn es

gab Dämonen, die ihm unbedingt an den Kragen wollten und die man in gewisser Weise sogar als unsere Verbündete bezeichnen konnte, wenn wir auch Feinde waren.

»Von Myxin mal wieder etwas gehört?« fragte mich der Reporter.

»Nein, leider nicht.«

Bill schüttelte den Kopf »Ich kann es mir noch immer nicht vorstellen, dass er die Seite gewechselt hat. Als ich das hörte, war ich wirklich tief erschüttert.«

»So erging es uns wohl allen.«

»Und Kara?«

Ich hob die Schultern. »Sie hat es mit einer gewissen Fassung getragen.«

»Das ist aber nur äußerlich«, vermutete Bill. Ich gab ihm recht.

Sheila kam. Sie stützte ihre Hand auf Bills Sessellehne und schüttelte den Kopf. »Redet ihr schon wieder vom Beruf?« fragte sie in einem vorwurfsvollen Tonfall.

»Was heißt schon wieder?« Bill lächelte und tätschelte ihren Arm.

»Immer noch, musst du sagen.«

Sheilas Gesicht verschloss sich. »Ihr hattet mir versprochen, am heutigen Abend...«

»Ach, Darling«, sagte Bill. »Du weißt doch, wie das ist. Wir sehen uns so selten, dass...«

»Ja, ja«, unterbrach Sheila ihren Mann »Wirklich so selten. Das kannst du mir nicht erzählen, Bill. Schließlich telefoniert ihr zwischendurch, und du bleibst immer auf dem laufenden.«

»Aber im persönlichen Gespräch kann man viel mehr in die Details gehen«, verteidigte sich der Reporter, und ich nickte dazu, als Sheila mich anschaute.

»Dass du zu Bill hältst, ist klar, John«, warf sie mir vor. »Männer sind eine Clique für sich.«

»Aber eine gute«, widersprach der Reporter.

»Eigenlob stinkt.«

Ich lachte. »Du bist aber ganz schön giftig, liebe Sheila. Ist dir dein eigenes Essen nicht bekommen?«

»Ich wollte euch nur an euer Versprechen erinnern«, sagte die blonde Frau und streckte sich. Sie hatte ihr Haar hochgebunden trug ein schlichtes graues Kleid mit hellroten Saumnähten. Um ihren Hals lag eine Perlenkette.

»Bleib doch bei uns«, sagte ich.

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich muss noch mal in die Küche. Später komme ich und erinnere euch wieder an das Versprechen.«

»Okay, wir reden dann nicht mehr über berufliche Dinge«, gab Bill klein bei, »sondern machen die Glotzkiste an.«

»Dann lieber das andere«, sagte Sheila im Weggehen. Wir lachten beide.

Zu den Conollys gehörte noch der kleine Johnny. Er allerdings schlief inzwischen tief und fest. Sicher bewacht von Nadine, der Wölfin mit der Seele eines Menschen.

Sie war in gewisser Hinsicht das Argusauge für den Kleinen und spürte sehr schnell, wenn ihm von irgendeiner Seite eine Gefahr drohte. Um Nadine rankte sich ebenfalls ein großes Geheimnis. Zweimal war es ihrem Geist gelungen, den Körper zu verlassen, und ich glaubte fest daran, dass wir das Geheimnis so nach und nach würden lüften können. Dabei spielten auch Lupina, die Königin der Wölfe, und Fenris, der Götterwolf, eine nicht unwesentliche Rolle.

Bill schenkte noch einmal nach. »Langsam, Alter, vergiss nicht, dass ich mit dem Wagen hier bin, und für diese Nacht ist Glatteis angesagt worden.«

Mein Freund winkte ab. »Du kannst dir ein Taxi nehmen, wenn es zu schlimm wird. Oder dich von Suko holen lassen.«

»Nein, lass den lieber im Bett.«

»Weshalb ist er eigentlich nicht mitgekommen?« fragte Bill. »Er

und Shao sind doch einem guten Essen nie abgeneigt.«

»Sie wollten den Abend wirklich für sich haben und ihn in Ruhe verbringen. Gönnen wir es den beiden.«

»Na ja, wenn man nicht verheiratet ist«

Ich lachte. »Was soll das denn heißen?«

»Nur so.«

Bill hob sein Glas, und wir nahmen jeder einen Schluck von dem guten Getränk.

Kaum hatten wir die Schwenker gesenkt, als die Türglocke dreimal hintereinander heftig anschlug. Sofort sag Bill steif, und auch ich war gespannt und runzelte die Stirn.

»Erwartest du noch Besuch?« fragte ich.

»Nein, eigentlich nicht«

»Dann schau nach!«

»Kann es nicht Suko sein, der es sich trotz allem noch überlegt hat?«

Ich schüttelte den Kopf »Der hätte bestimmt angerufen. Für Überraschungen dieser Art ist er einfach nicht der Typ.«

Sheila kam. »Bill, willst du nicht nachschauen?« In ihren Satz fiel bereits der zweite Klingelsturm.

»Natürlich.« Der Reporter stemmte sich aus dem Sessel und durchquerte mit schnellen Schritten das Zimmer. Sein Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen, und auch meine entspannte Stimmung war verflogen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als wäre es mit dem ruhigen Abend vorbei und folgte meinem Freund. An der Haustür traf ich ihn. Bill schaute auf den neben der Tür angebrachten Monitor. Auf ihn wurden die Bilder übertragen, die eine Kamera am Tor aufnahm. Andere Apparate überwachten den Weg bis zum Haus und auch zur Garage.

»Wer ist das?« fragte ich.

Bill ging einen Schritt zur Seite, damit ich besser nachschauen

konnte. Er deutete auf den kleinen Monitor.

Ich schaute nach. »Ein Taxi?« fragte ich, drehte mich um und schaute ihn erstaunt an »Wenn du das für mich bestellt hast, Alter, also ich habe vor, noch etwas zu bleiben.«

»Unsinn, John. Das ist Mac, unser Taxifahrer, den wir hin und wieder einsetzen.«

»Hat er dich nicht auch damals zum Friedhof gefahren, als wir Sheila suchten?« [\[1\]](#)

»Richtig.«

Ich runzelte die Stirn »Was kann er wollen?«

»Das werden wir ja gleich hören.« Bill schaltete den Monitor aus. »Seine Stimme jedenfalls klang sehr aufgeregt als er sich meldete. Er muss irgend etwas erlebt haben.«

Wir hörten das Schlagen einer Wagentür, und Bill trat an die Haustür und öffnete. Sekunden später stand Mac auf der Schwelle. Ich taxierte ihn kurz. Er war ein Farbiger. Kein reiner Neger, ich tippte eher auf die karibische Ecke. Das Alter war schwer zu schätzen, aber einige graue Strähnen befanden sich schon auf seinem Krauskopf. Er trug eine Lederjacke, die offen stand. Das karierte Hemd zeigte Schweißflecken, und das bei dieser Kälte. Bill stellte mir Mac vor. Als er hörte, dass ich der Geisterjäger John Sinclair war, entspannten sich seine Züge, und über sein Gesicht huschte ein Lächeln.

»Da habe ich ja die richtigen getroffen.«

»Nun komm erst mal rein, Mac«, sagte Bill und führte den Taxifahrer in den Wohnraum. »Ich habe aber nicht viel Zeit. Wirklich...«

»Einen Drink?« fragte ich. Er schaute mich an und knetete dabei seine Hände. Man sah ihm an, dass einiges hinter ihm lag und ich fragte nicht mehr weiter, sondern ging zum Schrank, wo ich die Whiskyflasche holte. Zwei Fingerbreit goss ich in ein Glas. Einen

Schluck konnte der Fahrer vertragen, ohne dass er betrunken wurde. Ich reichte ihm das Glas. Er nickte, hielt es mit beiden Händen fest, trank und stellte das halbleere Glas zur Seite. Seine Augenbrauen hatten sich zusammengezogen. Er drehte den Kopf und schaute meinem Freund Bill ins Gesicht.

»Sie müssen mir helfen, Mr. Conolly.«

»Klar, Mac, aber setz dich erst einmal.«

»Ja, ja, natürlich.« Der Fahrer ließ sich in einen Sessel fallen, drehte den Kopf, starrte zuerst mich, danach Bill an und sprach den Satz, der uns fast von den Beinen haute.

»Ich habe einen Zombie erschossen!«

Sheila war inzwischen zu uns gekommen. Mac aber hockte auf seiner Sesselkante, nickte ein paar Mal und wiederholte: »Ich habe einen Zombie erschossen!«

Bill meldete sich. »Bist du sicher?«

»Völlig.«

»Und wo?« fragte ich.

»Vor vielleicht einer halben Stunde. Und zwar hier in London. Das habe ich mir nicht eingebildet.«

»Bitte erklären Sie es genauer«, forderte ich den Fahrer auf.

»Kann ich vielleicht ein Glas Wasser haben?« fragte er. Sheila holte es ihm, und er trank es fast leer. Dann begann er mit seinem Bericht. Der Mann sprach nicht flüssig, weil ihm der Schreck einfach noch zu sehr in den Knochen steckte. Er wiederholte sich öfter, vor allen Dingen am Schluss seiner stockenden Rede.

Sehr genau hörten wir zu. Wenn das alles stimmte, was uns dieser Taxifahrer berichtete, konnte sich London auf etwas gefasst machen. Einen Zombie hatte er ausschalten können, doch wer sagte uns, dass nicht noch ein Dutzend von ihnen oder mehr umherirrten. Das alles musste man genau erforschen.

Und mein Gefühl hatte mich mal wieder nicht im Stich gelassen.

Dieser Abend würde völlig anders enden, als wir vorgesehen hatten. Fragend schaute Mac in unsere ausdruckslosen Gesichter. »Glauben Sie mir denn, oder halten Sie mich für einen Spinner?«

Bill schüttelte den Kopf »Wir glauben dir, Mac.«

»Wie war das mit der nächsten Nacht?« fragte ich.

»Da wollen sie zuschlagen.«

»Und wo?«

Mac hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Glaube aber, dass es schlimm wird.«

»Wieso?«

Er hob die Schultern und zog ein gequältes Gesicht. »Es ist eine reine Vermutung, Sir, aber von mir hatte man eine Puppe hergestellt. Ich will einfach nicht glauben, dass es die einzige war. Wer kann schon sagen, wie viele Puppen bereitstehen?«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen. Das Thema interessierte mich im Augenblick nicht, ich wollte etwas anderes wissen und erkundigte mich nach King Grenada.

»Den kennen Sie nicht, Sir?«

»Nicht direkt.«

»Ich habe von ihm gehört«, sagte Bill.

»Klar. Untergekommen ist mir der Name auch, aber dass er ein Voodoo-Mann sein soll, habe ich nicht gewusst.«

»Er stammt aus der Karibik. Von der Insel Grenada, wo vor einigen Monaten die Amerikaner gelandet sind.«

»Ist klar«, sagte ich, »doch was will er hier in London?«

»Er wohnt schon lange hier. Bestimmt 30 Jahre. Ich hörte von ihm, da war ich noch ein Kind.«

»Hat er damals schon einen Voodoo-Zauber veranstaltet?« wollte ich wissen.

»Nein. Wenigstens weiß ich nichts davon. Als Kind bekommt man ja nicht soviel mit.«

»Ja, das stimmt.«

Bill sprach mich an. »Was meinst du, John, ob wir uns die Sache mal aus der Nähe betrachten?«

»Dafür bin ich in jedem Fall.«

»Sie wollen hinfahren?« Mac schnellte aus dem Sessel und leerte sein Glas.

»Natürlich.«

Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht, denken Sie an meine Familie.«

»Er hat recht, John«, sagte Bill. »Wir sollten uns wirklich darum kümmern und sie in Sicherheit bringen.«

»Ich habe eine Frau und zwei Kinder.«

Bill legte ihm die Hand auf die Schultern. »Das macht nichts. Unsere Gästezimmer reichen.«

»Danke, Sir, danke!« Mac schluckte und schaute Bill Conolly an. »Wenn ich Ihnen mal einen Gefallen erweisen kann...«

Der Reporter winkte ab. Ihm war das Lob unangenehm. »Schon gut, mein Lieber...«

»Dann könnten wir eigentlich gehen«, sagte ich und wandte mich der Tür zu. Auch Bill setzte sich in Bewegung. Wahrscheinlich wollte Mac auch gehen, doch er schaffte es nicht.

Sein gellender Schrei riss mich herum, und ich sah noch, wie der Fahrer zu Boden stürzte, als hätte ihm jemand die Beine weggeschlagen...

Bill stand näher bei ihm und sprang hin. »Verdammt Mac, was ist passiert?«

Der Fahrer lag auf dem Rücken. Beide Hände hielt er gegen seinen Bauch gepresst. Er atmete keuchend. Der obere Teil seines Körpers bäumte sich dabei in die Höhe, die Augen waren weit aufgerissen, zwischen den Zähnen sprühte Speichel, und mit den Hacken schlug er

dumpf auf den Teppich.

Mein Freund fiel auf die Knie, legte beide Hände an die Schultern des Mannes und fragte noch einmal laut und intensiv nach. »Was haben Sie, Mac?«

»Die Schmerzen, verflucht!« flüsterte der Mann. »Die verfluchten Schmerzen. Ich halte es nicht aus, ich...« Er wollte noch etwas hinzufügen, verstummte aber, drehte den Kopf zur Seite und sah so aus, als wäre er ohnmächtig geworden.

Bill blieb in seiner knienden Stellung. Sheila war nahe an ihn herangetreten, und auch ich ging jetzt zu Boden, um mir den Mann genauer anzuschauen.

»Ist er tot?« hörte ich Sheila angstvoll flüstern. Bill und ich schüttelten gleichzeitig die Köpfe. Nein, Mac war nicht tot, auch nicht bewusstlos, die Schmerzen hatten ihn nun geschafft.

»Verdammt!« flüsterte er. »Das möchte ich nicht noch einmal erleben. Da bin ich ehrlich.«

»Sind Sie okay?« fragte ich.

»Ja. Plötzlich waren sie weg. Es ist alles wieder normal.«

Bill gab mir mit den Augen ein Zeichen. Ich verstand. Gemeinsam hievten wir Mac hoch und lehnten ihn wieder in den Sessel.

»Es ist klar«, sagte der Reporter, »auf was wir die Schmerzen zurückführen können. Voodoo.«

Dieser Ansicht stimmte ich voll und ganz zu. So plötzlich auftretende Schmerzen besaßen bei einem gesunden Menschen wie Mac einen Hintergrund. Zudem hatte er ja erzählt, dass von ihm bereits eine Puppe hergestellt worden war.

Mac war die Flucht gelungen, aber die anderen Kräfte hatten ihn nicht aus den Klauen gelassen. Er war ein Zeuge, und sie würden ihn umbringen. Urplötzlich waren wir in eine Zwickmühle geraten. Wir hätten eigentlich schon unterwegs zu seiner Familie sein müssen, das hatte sich nun alles geändert.

»Wann können wir denn fahren?« fragte Mac.

»Eigentlich möchte ich Sie nicht mitnehmen«, gab ich ihm die ehrliche Antwort.

»Ich muss aber dabei sein.«

Wir verstanden ihn sehr wohl. Um näher darüber nachzudenken oder mehr zu diskutieren, war nicht die Zeit, denn die ließ man uns einfach nicht mehr.

In der Nähe des Hauses geschah etwas. Trommelklang! Dumpf, unheimlich, fordernd und auf eine gewisse Weise sehr gefährlich. Das waren Voodoo-Trommeln!

Wir alle lauschten. Nicht nur Sheila wurde blass, auch Bill und mir wich das Blut aus dem Gesicht. Am schlimmsten aber erging es unserem Schützling Mac. Er hockte wieder starr auf der Sesselkante, sein Gesicht war verzerrt und mit entsetztem Blick starrte er dorthin, wo das große Fenster eine gesamte Wandbreite einnahm.

»Sie sind schon da!« hauchte er. »Verdammt sie sind schon da. Was sollen wir tun?«

»Nichts«, erklärte ich. »Wenigstens Sie nichts. Lassen Sie uns das machen.«

Er schüttelte den Kopf. Aus seinem Mund drang stoßweise der nächste Satz hervor. »Das ist mein Grabgesang. Ich spüre es genau. Die machen mich fertig. Großer Gott, ich...« Er zitterte, bebte und begann zu schluchzen, während ich an die Terrassentür lief und sie aufzog. Dahinter lag der Garten. Außenleuchten brannten, ich stand im Lichtschein und dachte daran, dass ich ein gutes Ziel abgeben würde, deshalb tauchte ich so rasch wie möglich in das Dunkel des großen Gartens hinter dem Bungalow.

Ich kannte mich auf diesem Gelände gut aus und fand hinter einem hohen, jetzt blattlosen Strauch Deckung.

Wieder hörte ich die Trommeln. Diesmal klangen sie lauter. Keine Mauer dämpfte ihren Klang. Die Luft trug ihn an meine Ohren. Es

war stets der gleiche Rhythmus, der geschlagen wurde. Aggressiv und fordernd hörte er sich an, als wollte der Trommler in der Tat den schnellen Tod ankündigen.

Wo konnte er stecken? Im Garten befand er sich nicht. An den Garten der Conollys grenzten zahlreiche andere Grundstücke, auf denen sich der Trommler verbergen konnte. Wahrscheinlich stand er auch dort. Und er schlug weiter. Auch jetzt hatte er seinen Rhythmus nicht verändert. Wenn man ihn als Unbeteiligter, wie ich nun mal einer war, im Anfang aufnahm, empfand man ihn nicht als schlimm. Je länger ich dem Trommeln allerdings ausgesetzt war, um so mehr traf das Geräusch meinen Nerv.

Ich wurde allmählich unruhig.

Dann hörte ich die Schreie. So laut, dass sie den dumpfen Klang der Trommeln sogar noch übertönten.

Außerhalb des Hauses waren sie nicht aufgeklungen. Sie schallten aus dem Wohnzimmer, und da gab es nur eine Möglichkeit. Mac hatte geschrien!

Mein Blick glitt durch die Scheibe. Dahinter war es hell. Deutlich sah ich die sich im Wohnraum befindenden Menschen.

Der Fahrer wurde von Bill festgehalten. Er wand sich in dem Griff und hatte seinen Oberkörper nach hinten gebeugt. Von seinem Gesicht sah ich nur das Profil, erkannte jedoch, wie verzerrt es war. Mac musste ungemein leiden.

Es war ein höllisches Spiel, das man mit ihm trieb. Und ich kannte die Regeln genau. Wenn der Voodoo-Priester oder seine Adepten von den betreffenden Personen fast lebensechte Puppen hergestellt und sie magisch beschworen hatten, würden die Menschen auch die Schmerzen verspüren, die man den Puppen zufügte. Das ging bis zum Tod. Bisher hatte Mac, der Fahrer, die Schmerzen im Magen gespürt. Wenn der Voodoo-Zauberer die Nadel aber in Herzhöhe in den Körper stach, würde die Person sterben.

So sah das Ziel dieses grausamen Zaubers aus.

Und zu diesem Punkt schien alles hinzusteuern, denn der Trommelklang hatte sich verändert.

Er war noch aggressiver und schneller geworden. Ein nervenzerfetzender Rhythmus, packend, angsterzeugend, sich dem Finale allmählich nähernd, und auch ich vibrierte. Es gibt Situationen, wo man wie unter Strom steht. In so eine war ich hineingeraten. Dennoch verlor ich nicht meine realen Überlegungen. Wenn der Trommler sich schon in der Nähe befand, war es durchaus möglich, dass auch der Mann mit der Puppe irgendwo stand. Möglicherweise auch nahe dem Haus.

Ich schaute wieder in das Zimmer. Schreie hörte ich keine mehr, nur ein qualvolles Wimmern, so dass die Töne auch durch die nur angelehnte Tür ins Freie drangen.

Mac litt Qualen. Auch Bill und Sheila litten mit. Ich erkannte es an ihren Gesichtern. Meine beiden Freunde wussten wirklich nicht, was sie noch unternehmen sollten. Sie waren dem Terror hilflos ausgeliefert. In mir begann es zu kochen. Wenn nicht bald etwas passierte, war Mac verloren. Nichts konnte ihn mehr retten...

Wirklich nichts?

Manchmal liegt die Lösung so nahe. Man muss nur darauf kommen. Mir kam eine Blitzidee, und die setzte ich sofort in die Tat um. Aus meiner Deckung schoss ich hervor, sprintete auf das Haus zu und streifte noch während des Laufens mein Kreuz über den Kopf.

Das musste helfen!

Der Fahrer war von einem unheilvollen Geist besessen. Wenn er mit dem Kreuz in Berührung kam, musste es möglich sein, dass der Geist ausgetrieben wurde. Er würde nicht zerstört, denn er war kein Dämon. Bill und Sheila zuckten herum, als ich die Tür aufstieß und wie ein Irrwisch in den Raum stürmte. »Hier!« rief ich laut und deutlich, hielt mein Kreuz hoch.

Sheila begriff sofort. Sie nahm es mir aus der Hand, rannte zu den beiden Männern und hängte Mac die Kette über den Kopf. Der erste Kontakt!

Das jammervolle Stöhnen des Fahrers klang mir noch in den Ohren nach, als es bereits verstummt war. Nur noch keuchender Atem flog über seine Lippen. Ich hatte richtig getippt, die Kraft des Kreuzes trieb das Unheil aus seinem Körper.

»Mann, John, die Idee hätte von mir sein können«, sagte Bill und nickte heftig. »Klasse, wie du das gemacht hast.«

»Gib trotzdem auf ihn acht«, sagte ich im Zurückgehen. »Ich schaue mich draußen um.«

Sheila erschrak »Sind sie schon so nahe?«

»Wahrscheinlich.«

Dass eine Gefahr vorhanden war, bewies auch das Auftauchen der Wölfin. Sie hatte ihren Wachplatz im Kinderzimmer verlassen und schlich in den Wohnraum. Die Ohren hochgestellt, das Fell gestäubt, so kam sie langsam näher und schaute auch zum Fenster.

Ich war schon draußen und zog die Tür rasch zu, denn ich wollte nicht, dass Nadine die Wohnung verließ.

Wieder überquerte ich die im Licht der Augenleuchte liegende helle Terrasse.

Und sah ihn.

Aus dem Dunkel des Gartens erschien er. Er war selbst schwarz, trug zudem noch dunkle Kleidung, und nur an seiner linken Schulter leuchtete etwas Helles.

Ein Verband.

Als ich ihn sah, wusste ich genau, wen ich vor mir hatte. Das war der Typ, den Mac uns beschrieben und angeschossen hatte. Zudem besaß der Mann auch die Puppe.

In der rechten Hand hielt er sie. Zwischen den Fingern der Linken schaute eine lange Nadel hervor, deren Spitze auf die Puppe wies.

Ich wunderte mich, dass er sich trotz der Verletzung noch so bewegen konnte und wurde den Verdacht nicht los, es mit einem Zombie zu tun zu haben.

»Keinen Schritt mehr!« warnte ich ihn.

»Aus dem Weg!« zischelte er mir entgegen.

»Nein!« Zur Demonstration ging ich noch einen Schritt auf ihn zu. Für ihn ein Zeichen oder Startschuss.

Bevor ich es verhindern konnte, rammte er die Nadel vor und traf haargenau die Puppe in Herzhöhe. Gleichzeitig lachte er auf und brüllte: »Er ist vernichtet. Er ist...«

Ich riskierte es und drehte mich um, weil ich wissen wollte, ob er recht hatte. Das Licht blendete mich plötzlich. Es strahlte auf. Seine Aura schützte den Mann, der sterben sollte.

Dies sah auch der »Mörder«. Ich hörte ihn wütend brüllen, zuckte noch herum und sah seinen Körper auf mich zufliegen.

Völlig konnte ich nicht ausweichen, aber ich entging der Nadel, die meinen Hals durchbohrt hätte. Er prallte gegen meine Schulter, schleuderte mich herum, und ich fiel auf den hartgefrorenen Rasen. Wie ein Panther stürzte der Kerl auf mich zu. Er war schnell und geschmeidig, doch meinem rechten Fuß entging er nicht. Der traf ihn in Höhe des Bauchnabels.

Ein wuchtiger Tritt katapultierte den Kerl nach hinten, der sich geschickt über die gesunde Schulter abrollte, als er zu Boden ging. Sofort war er wieder auf den Beinen.

Ich ebenfalls.

Er gab Fersengeld. Ich hatte mich auf einen zweiten Angriff vorbereitet und war deshalb überrascht, als der andere seine Beine in die Hand nahm und in der Dunkelheit des Gartens verschwand. Natürlich blieb ich nicht stehen, jagte hinter ihm her, hörte ihn auch, aber es war einfach zu dunkel, um etwas erkennen zu können. Der Typ hatte einen zu großen Vorsprung.

Schon nach einer Minute gab ich auf. Über den Zaun hinweg war der andere auf das Nachbargrundstück gesprungen und hatte dort seinen Weg gefunden. Er konnte jetzt überall hin. Sich durch die Gärten schleichen, aber auch in Richtung Straße laufen. Ich war da machtlos. Als das Trommeln verstummte, wusste ich, dass beide das Weite gesucht hatten.

Tief atmete ich durch. Da war wirklich nichts mehr zu machen, und so ging ich wieder zu meinen Freunden zurück.

Bill stand an der Tür. Zu sagen brauchte ich nichts, der Reporter hatte es selbst gesehen »Entwischt. Mist auch«, schimpfte er.

»Ja, die Dunkelheit« Ich wechselte das Thema. »Und wie geht es dem Fahrer?«

»Er hat alles überstanden. Dank deines Kreuzes. Das war Hilfe im letzten Moment.«

»Das kannst du wohl sagen.« An Bill drückte ich mich vorbei. Sheila stand neben unserem Schützling, der schwer atmete, einige Kreuzzeichen schlug und ein Stoßgebet zum Himmel schickte. Das Kreuz ruhte auf seiner Brust. Für mich war es ein wenig komisch, diese »Waffe« bei einem Fremden zu sehen.

Es war wirklich die beste Lösung gewesen, eine andere hätte kaum geklappt. Mac begann auch wieder zu reden. »Es ist«, flüsterte er, »als wäre ich von einem Druck befreit worden. Können Sie das verstehen?«

Er schaute uns an und umklammerte mit beiden Händen das Kreuz, als wäre es ein Rettungsanker.

»Das verstehe ich gut«, erwiderte ich nickend und schaute dabei auf die Uhr. »Nur sollten wir keine Zeit mehr verlieren. Ihre Familie braucht einen Schutz.«

»Das denke ich auch.«

»Ich fahre natürlich mit«, sagte Bill und verschwand, um seine Jacke zu holen.

Sheila atmete tief ein, sagte aber nichts mehr. Bills Frau hatte es sich abgewöhnt, Kommentare zu geben oder zu versuchen, ihren Mann zurückzuhalten.

»Kann ich das Kreuz behalten?« fragte mich der Fahrer schüchtern.

Ich lachte. »Das wäre zwar schön für Sie, aber weniger schön für mich.«

Als ich sein enttäushtes Gesicht sah, fuhr ich fort: »Einigen wir uns auf einen Kompromiss. Sie behalten es nur, wenn ich in Ihrer Nähe bin. Einverstanden?«

»Natürlich, danke.«

»Können wir?« fragte Bill im Türrahmen stehend. Er knöpfte seine Jacke zu. Im Ausschnitt sah ich den Griff der Beretta. Auch ich trug meine Silberkugel-Pistole bei mir.

»Meinetwegen.«

Bill verabschiedete sich noch von seiner Frau, während ich mich mit Mac unterhielt. »Wie viele Kinder laufen bei Ihnen herum?«

»Nur zwei«, erwiderte er.

»Das reicht«, erklärte ich.

Wir wollten zwei Wagen nehmen. Bill fuhr das Taxi, und Mac sollte sich neben mich setzen.

Als ich den Motor startete, fragte ich ihn: »Wie heißen Sie eigentlich mit vollem Namen, Mac?«

Er lächelte schief. »Sagen Sie einfach Mac. Den vollen Namen kann ich kaum selbst behalten.«

»Okay, Mac, dann wollen wir mal.«

Die Frau des Taxifahrers hieß Anita. Sie stammte ebenfalls aus der Karibik, und in London hatten sich die beiden jungen Menschen bei einem Schulfest kennen gelernt.

Mittlerweile lag das einige Zeit zurück, und aus der einst so schlanken Anita war eine Frau geworden, die man als vollschlank

bezeichnen konnte. Wenn Freunde da waren, pflegte Mac immer zu sagen: »Fünfzig Kilo habe ich geheiratet und im Laufe der Jahre hundert bekommen. Ja, der liebe Gott hat es gut mit uns gemeint.«

Anita war darüber nie böse, denn beide verstanden sich auch nach langen Ehejahren noch prächtig. Das Gesicht der Frau war zwar voller geworden, doch Falten hatten sich nicht gezeigt. Und auch die Schwärze des langen Haares war geblieben, obwohl Anita heimlich mit einem Färbemittel nachhalf, aber das brauchte ihr Mann nicht unbedingt zu wissen.

In der Wohnung fühlte sie sich wohl. Die Häuser waren im Londoner Süden gebaut worden, nur drei Etagen hoch und mit Grünflächen umrandet. In der Nähe lag ein kleiner Park. Die Wohnungen besaßen zudem die Größe, um zwei Kindern den nötigen Platz zum Entfalten zu bieten.

Dass Anita an diesem Abend doppelt unruhig war, dafür gab es zwei Gründe. Der erste hing mit ihren beiden Kindern zusammen. Sie hatten kurz entschlossen ihrer Mutter mitgeteilt, dass sie die Nacht bei Schulfreunden verbringen wollten. Auf diese Gedanken kamen sie öfter, und zwar immer dann, wenn der Vater nicht im Hause war. Die Mutter konnten die beiden um den Finger wickeln. Anita brachte es einfach nicht fertig, ihnen einen Wunsch abzuschlagen.

Nur machte sie sich immer große Sorgen, aber bisher war alles glattgegangen.

Der zweite Grund ihrer Sorge hieß Mac. Er fuhr oft in der Nacht. Im Gegensatz zu vielen anderen seiner Kollegen bereiteite ihm dies Spaß, doch an diesem Abend war er mit einem unguten Gefühl losgefahren. Obwohl Anita bohrende Fragen gestellt hatte, war Mac einer Antwort aus dem Weg gegangen und hatte immer nur die Schulter gezuckt. Jetzt wartete sie auf seine Rückkehr.

Er hatte zwar versprochen, zwischendurch anzurufen, bisher war es

nicht geschehen, und so steigerte sich mit jeder Minute Wartezeit ihre Unruhe.

Anita lief in der Wohnung auf und ab. Sie verließ das Wohnzimmer, schritt durch den Flur, machte die Runde im Schlafzimmer, vergaß auch die beiden Kinderzimmer nicht und schaute jedes Mal durch die vorhandenen Fenster nach draußen, wo die Dunkelheit lag. Es war kalt geworden. Selbst in der Wohnung stehend, glaubte sie, die Kälte zu spüren. Die Natur hatte sich längst in den Winterschlaf zurückgezogen und auf den Dächern der in den Parkanlagen abgestellten Wagen bildete sich allmählich ein weißer Film aus Rauheif. Anita hatte mitgezählt. Als sie zum erstenmal aus dem Wohnzimmerfenster blickte, zogen sich ihre Augenbrauen zusammen, denn unten hatte sich etwas verändert.

Dort war ein Wagen vorgefahren. Ein Transporter, und die Frau schaute geradewegs auf das Dach. Eigentlich durfte man dort nicht parken, dieser Weg war den Fußgängern vorbehalten, darum kümmerte sich der Fahrer nicht.

Für die Dauer eine Minute beobachtete die Frau das Auto. Sie konnte leider nicht durch die Scheiben in das Innere sehen, weil ihr Blickwinkel zu schlecht war, deshalb wusste sie auch nicht, ob der Fahrer noch im Führerhaus saß oder bereits ausgestiegen war.

Gehört hatte sie jedenfalls nichts. Und so wartete sie ab. In der Wohnung war es still. Ein wenig erinnerte die Einrichtung im Wohnzimmer an die Bahamas. Da waren vor allen Dingen die großen Kübel, aus denen Zimmerpalmen wuchsen. Aus Kokosnussschalen hatte Anita kleine Vasen gefertigt und auch eine Kette, die an zwei Haken befestigt unter der Decke schaukelte.

Gab es einen Grund, unruhig zu sein?

Diese Frage stellte sich Anita, und sie bejahte sie auch. Aber nicht, weil der Wagen dort unten stand. Der schien ihr harmlos zu sein, wenn sie genauer nachdachte und alles logisch betrachtete.

Mal abwarten.

Anita räusperte sich und schaute auf ihre Uhr. Bis Mitternacht würden noch 120 Minuten vergehen, und es gab eigentlich keinen Grund, aufgeregt zu sein, obwohl...

Ihre Überlegungen wurden durch ein seltsames Geräusch unterbrochen. Es war an der Wohnungstür aufgeklungen und hatte sich angehört, als wäre eine Klappe nach unten gefallen.

Die Frau runzelte die Stirn. Schon bei ihrem Einzug hatte sie sich darüber geärgert, dass an den Türen Briefkastenklappen angebracht worden waren, und diese Klappe hatte sich nun bewegt. Zufall? War es vielleicht der Wind, der mit ihr gespielt hatte? Nur herrschte kein Durchzug.

Seltsam, sie traute sich nicht so recht, einfach hinzugehen und nachzuschauen. Anita musste erst ihren inneren Schweinehund überwinden, um die paar Yards zurückzulegen.

Innerlich zitterte sie. Schneller schlug ihr Herz, und als sie in der dunklen Diele stand, schaute sie nach rechts.

Leider lagen Diele und Tür im Dunkeln. Die Frau konnte nur wenig erkennen. Dass etwas von innen nahe der Tür lag, dies bekam sie noch mit. Der Gegenstand grenzte sich sogar vom Boden ab, und er musste von außen durch den Briefkastenschlitz geworfen worden sein. Nun schaltete sie doch das Licht an.

Das Licht der viereckigen Lampe unter der Decke reichte aus, um die Diele mit seinem Schein zu erfüllen. Im Näherkommen erkannte Anita, was man ihr in die Wohnung geworfen hatte.

Es war eine Puppe!

Im ersten Moment schüttelte sie den Kopf. »Scherzkekse«, flüsterte sie, ging die letzten Schritte, erreichte die Tür, bückte sich und hob die Puppe an.

Ihre Hand schien zu Eis zu werden. Die Augen weiteten sich, die Gesichtsfarbe nahm einen grauen Ton an, denn Anita erkannte, was

dieses »Geschenk« bedeutete.

Die Puppe war nicht normal. Keine, die man in einem Kaufhaus erwerben konnte, sondern handgemacht.

Und noch etwas fiel ihr auf. Das Gesicht der Puppe glich dem ihren!

Wie auch Mac, so stammte Anita ebenfalls aus dem Gebiet, wo der Voodoo-Glaube sehr verbreitet ist. Eltern und besonders Großeltern hatten viel von diesem unheimlichen Totenkult erzählt und stets auf die Puppen hingewiesen, die man dafür benötigte.

Als Kinder hatten Anita und ihre Geschwister mit angstvollen Augen und offenen Mündern gelauscht, später, sie waren schon jugendlich und dachten ihnen würde die Welt gehören, sah die Sache anders aus. Da lachte man über Voodoo. Anita hatte jedoch stets zugegeben, dass dieses Lachen nie echt gewesen war. In ihrem Innern blieb eine Kruste zurück, die den alten Glauben nur notdürftig verdeckte. Und diese Kruste war mit dem Auftauchen der Puppe wieder aufgebrochen Voodoo also!

»Mein Gott!« hauchte sie, denn irgend jemand hatte genau sie aufs Korn genommen. Ihre Hand blieb nicht mehr steif. Sie begann zu zittern. Und die Finger der Faust öffneten sich allmählich. Frei lag die Puppe auf dem vibrierenden Handteller. Noch einmal sah Anita das kleine Gesicht und erkannte genau ihre Züge.

Ein Wahnsinn!

Die Puppe konnte sich auf dem Handteller nicht mehr halten, bekam Übergewicht und fiel. Dicht neben Anitas Füßen blieb sie liegen. Das Gesicht der Decke zugekehrt, und die Frau glaubte, das Gefühl der Angst auch auf den Zügen der Puppe zu erkennen.

Sie schüttelte sich, wandte ihren Blick ab und schaute auf die Tür. Hell glänzte der Briefschlitz. Die Klappe lag wieder ruhig, aber Anita wusste, dass jemand an der Tür gewesen war. Und vor dem Haus parkte ein Lieferwagen.

Plötzlich bekam dieses Automobil für sie ein völlig anderes Gewicht. Anita rechnete nach, und sie war sicher, dass der Wagen etwas mit der Puppe zu tun hatte. Eine andere Möglichkeit konnte sie sich einfach nicht vorstellen.

Tief holte sie Luft. Sie spürte den Druck am Magen. Er stellte sich dann ein, wenn etwas nicht in Ordnung war, und ausgerechnet jetzt befand sich Mac auf der Fahrt. Hatte nicht auch er so ein seltsames Gefühl gehabt.

Vorahnungen...

Sie starrte auf die Tür. Vielleicht lauerten die Männer noch dahinter. Bestimmt standen sie im Flur und warteten darauf, dass sie öffnete. Anita wollte nicht. Am liebsten hätte sie die Polizei eingeschaltet, aber was sollte sie den Beamten sagen? Dass man ihr eine Puppe gebracht hatte?

Die hätten sie nur ausgelacht.

Das schrille Läuten des Telefons ließ sie zusammenzucken. Ohne dass sie es genau wusste, glaubte sie daran, dass es ihr Mann war, der anrief. Hastig lief sie in den Wohnraum, riss den Hörer von der Gabel und meldete sich.

»Ich bin es, Mac.«

»Mac!« Anita stöhnte auf. »Wie gut, dass du anrufst. Du glaubst gar nicht, was ich durchgemacht habe.«

»Was denn?«

»Sie haben mir eine Puppe gebracht, Mac. Eine Voodoo-Puppe!« Anita stieß die Worte hastig hervor, und sie umklammerte den Hörer so fest, als wollte sie ihn zerbrechen.

»Wann?«

»Gerade. Kurz bevor du angerufen hast...«

»Hör zu, Anita«, unterbrach Mac seine Frau. »Bleibe um Himmels willen in der Wohnung. Ich bin in zehn Minuten bei dir. Auch ich habe mit Voodoo zu tun gehabt, aber ich befinde mich unter dem

Schutz des Mr. Conolly und des Geisterjägers John Sinclair. Lass keinen rein, ich habe einen Schlüssel! Und wenn sie draußen lauern, werden sie uns sicherlich in die Arme laufen. Verstanden?«

»Ja, Mac, ja.«

»Dann warte und bete.« Der Fahrer legte auf. Auch Anita ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Ein wenig beruhigter war sie schon, obwohl nun die Wartezeit begann.

Wie lang konnten zehn Minuten werden, wenn man auf etwas wartete? Bestimmt länger als eine Stunde, wenn man es subjektiv betrachtete. Sie drehte sich um.

In der Tür standen sie.

Anita war so erschreckt, dass sie zunächst keinen Laut hervorbrachte. Sie blieb auf dem Fleck stehen und starrte auf die beiden Männer, die wie gefährliche Schatten wirkten und einen kleinen Schritt in den Wohnraum hineingingen.

Das war grauenhaft.

Anita bekam schreckliche Angst. Sie schaute in die ausdruckslosen Gesichter der beiden, in denen die Augen so seltsam weiß und hell wirkten.

»Komm her«, sagte einer.

Anita schüttelte den Kopf. Da reagierte der zweite. Er bewegte nur seine rechte Hand. Etwas löste sich aus ihr, wischte durch die Luft und traf mit hundertprozentiger Sicherheit das Ziel.

Anitas Hals!

Sie spürte noch, wie sich etwas darumwickelte und sah auch den kleinen Bleiklumpen, der gegen ihren Brustknochen hämmerte und das Ende dieser gemeinen Wurfschlinge beschwerte.

Der nächste Ruck zog sie vor. Wenn sie nicht fallen wollte, musste sie einfach ihre Beine in Bewegung setzen, und so wurde sie an den Kerl herangeholt.

Er war ein Landsmann. Noch jung, doch in seinen Augen leuchtete

ein fanatisches Feuer. Anita würgte. Sie bekam kaum noch Luft. Wenn der Kerl die Schlinge enger zog, war es vorbei.

Es gelang ihr, an seiner Schulter in die Diele hineinzuschauen. Die Wohnungstür stand offen. Beschädigungen wies sie nicht auf, die Männer mussten einen perfekten Nachschlüssel oder Dietrich gehabt haben, um die Tür aufzudrücken.

Der Mann mit der Schlinge hatte Anita so dicht zu sich herangeholt, dass sie seinen säuerlichen Schweißgeruch wahrnahm. Er öffnete den Mund. Eine Rumfahne schwang Anita entgegen.

»Hör jetzt genau zu!« zischte der Schlingenmann. »Wir nehmen dich mit, und wenn du Mist machst, erdrossele ich dich. Hast du verstanden, kleine Anita?«

Sprechen konnte sie nicht, nur nicken.

»Dann komm!« Der Sprecher drehte sich um. Anita musste die Bewegung mitmachen, ob sie wollte oder nicht. Schließlich hing sie an ihrem Leben und wollte sich nicht töten lassen.

Sie gingen. Von der Wohnung in den Flur, der menschenleer war. Zumeist schliefen die übrigen Bewohner schon oder saßen vor dem Bildschirm.

Bis zur Treppe waren es nur wenige Schritte. Anita folgte dem Kerl mit zitternden Knien. Um ihrem Hals hing weiterhin die eng gezogene Schlinge.

Die Frau musste genau Schritt halten. Wenn nicht, zog sich die Schlinge zusammen und würde sie erdrosseln.

So grausam die Fesselung auch sein mochte, eine andere Sache empfand Anita als viel schlimmer.

Es war die Demütigung, hinter diesem fremden Mann hergehen zu müssen, wie ein Tier, das keinen eigenen Willen mehr besaß. Sie fing an zu weinen. Ihr Schluchzen passte den beiden Typen nicht. Der Kerl hinter ihr griff in ihren Nacken und beugte den Kopf nach unten.

»Reiß dich zusammen!« zischte er. »Wenn man dein Geheule hört,

garantiere ich für nichts.«

Das glaubte ihm Anita aufs Wort. Von nun an stoppte sie die Tränen und dachte an ihren Mann. In zehn Minuten hatte er an der Wohnung sein wollen. Waren die zehn Minuten schon vorbei? Sie wusste es nicht zu sagen.

Verzögern konnte sie auch nicht. Wenn der andere etwas merkte, würde er die Schlinge eiskalt zuziehen.

Sie befanden sich nur wenige Schritte von der Haustür entfernt, als sich der zweite Mann an Anita vorbeischoob und die Tür öffnete. Kalte Luft strömte in den Flur. Auch Anita wurde von der Kälte getroffen und schüttelte sich heftig.

Der Kerl vor ihr schaute nach, ob die Luft rein war. Sein zufriedenes Nicken deutete es an. Anita wurde vorgeschoben. Kaum hatte sie die Schwelle übertreten, drängte man sie nach links. Den mit Platten belegten Weg nahmen sie nicht, sondern schritten über den gefrorenen Rasen des kleinen Vorgartens.

Ihr Ziel war der Lieferwagen.

Aus der Nähe kam er der Frau noch gefährlicher und drohender vor. Sie wusste nicht, was sich unter der Plane auf der Ladefläche verbarg, höchstwahrscheinlich würde man sie dort hinlegen.

Verzweiflung überkam sie. Noch war nichts von ihrem Mann oder dessen Helfern zu sehen. Anita war so schrecklich allein. An der Heckseite war der zweite ihrer Entführer stehen geblieben und öffnete eine Klappe. Für Anita gab es nun keinen Zweifel mehr, was man mit ihr vorhatte. Man würde sie wegschaffen!

Wohin?

Mit dieser Frage beschäftigte sie sich, während Tränen über ihre Wangen rannen. Sie konnte das Weinen einfach nicht mehr unterdrücken. Der Kerl vor ihr verstärkte seinen Druck, und Anita musste, ob sie wollte oder nicht, schneller gehen. An der Rückseite blieb sie stehen. Die Klappe war nach unten gefallen, die Plane ein

Stück angehoben, so dass Anita auf die Ladefläche schauen konnte. Im ersten Augenblick sah sie nichts. Sie roch nur etwas. Nach Verwesung stank es, nach Moder, Tod und Leichen. Auf Friedhöfen glaubte sie auch, diesen Geruch wahrnehmen zu können. Dort war es wahrscheinlich Einbildung, hier aber echt. Sie sah auch etwas auf der Fläche liegen. Es waren zwei Gegenstände, die sie noch nicht genau erkennen konnte, die sich aber bewegten Und zwar von allein.

»Steig auf!« Der Mann hinter ihr zischte den Befehl und löste gleichzeitig den Druck der Schlinge. Anita kam frei.

Die Männer standen so dicht bei ihr, dass es keinen Sinn hatte, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Zudem spürte sie etwas Spitzes in Höhe ihrer Rippen, und sie wusste, dass es die Klinge eines Messers war, das einer der beiden Kerle hielt.

Anita stützte ihre Hände auf die Ladefläche und stemmte sich hoch. Sie zitterte, die Angst wurde übergroß. Den Männern ging es zu langsam. Sie stießen in ihren Rücken, und die Frau wurde nach vorn katapultiert. Auf Händen und Füßen kroch sie tiefer, vorbei an dem ersten Gegenstand, und sie hörte, wie die Plane nach unten fiel und auch die Klappe wieder hochgedrückt wurde.

Zuletzt vernahm sie noch ein böses Lachen, danach war es still. Anita konzentrierte sich nicht mehr auf die Außengeräusche, sondern auf die im Innern.

Und da bewegte sich etwas. Sie vernahm neben sich ein Kratzen, der Geruch nach Moder und Verwesung nahm ebenso zu wie ihre Angst. Anita streckte abwehrend einen Arm aus. Die gespreizten Finger fanden ein Ziel. Sie drückten in etwas Weiches, trafen Augen, und im nächsten Augenblick packten Totenklauen ihr Gelenk.

Der Zombie hatte sein Opfer!

Ich gab meinem Freund Bill Conolly mit der Lichthupe ein Zeichen, schneller zu fahren.

Der Reporter verstand und beschleunigte. Es war risikoreich, denn besonders in den tagsüber feucht gewordenen schmalen Nebenstraßen konnten nachts Glatteisfallen lauern.

Das wussten wir, zu ändern war es nicht, und wir wollten nur so rasch wie möglich an unser Ziel gelangen. Nach dem Telefongespräch mit seiner Frau war Mac blass geworden. Aschfahl und zitternd hockte er neben mir, die Hand noch immer auf den Hörer des Autotelefons gelegt. Seine Lippen bewegten sich, ohne dass er ein Wort sagte, doch seine Blicke sprachen Bände.

Er fürchtete um das Leben seiner Frau. Und ich ebenfalls. Diese verfluchte Voodoo-Bande hatte es auf das Ehepaar abgesehen, aus welchen Gründen auch immer. Ich hatte schon des öfteren mit Voodoo zu tun gehabt und wusste, wie gnadenlos er war. Die Diener kannten kein Erbarmen. Wenn die lebenden Toten einmal ihre Gräber verlassen hatten und ausgeschwärmt waren, hielt sie nichts mehr auf. Und das machte mich innerlich so fertig. Ich wollte, ich musste einen Erfolg erringen, es durfte kein Mensch sterben, denn jedes Opfer wurde anschließend selbst zu einem Zombie. Das war eine Kette ohne Ende. Sollte es uns gelingen, Mac und seine Frau in Sicherheit zu bringen, würden wir uns um King Grenada kümmern.

Dann musste auch Suko mit ran.

Der Gedanke an die lebenden Toten war bedrückend. Wenn ich mir vorstellte, dass wir unter Umständen vor einer Schwemme standen, wurde mir ganz anders und im Hals trocken.

»Ob wir es schaffen?« fragte Mac.

Ich lächelte, obwohl es mir schwer fiel. »Sicher, mein Lieber. So schnell sind auch die anderen nicht.«

»Hoffentlich.«

Mein Optimismus war gespielt. Ich wusste in der Tat nicht, ob wir rechtzeitig genug kamen. Diese Familie war von einem Fluch verfolgt worden, wir mussten ihn brechen.

Einmal sah ich, wie die Heckleuchten des Taxis ein wenig schleuderten. Da hatte Bill noch einmal Glück gehabt, dass es ihm gelang, den Wagen wieder zu fangen. Er jagte weiter.

Zum Glück kannte sich der Reporter in dieser Gegend aus, und er wusste auch, wo Mac wohnte.

Der Bentley und wir blieben dran. Mac hatte sich nach vorn gebeugt. Halb stand sein Mund offen, die Hände waren zu Fäusten geballt, als wollte er sich und uns selbst die Daumen drücken »Gleich!« flüsterte er, »gleich haben wir es geschafft. Wenn Sie nach links schauen, sehen sie bereits die Häuser.«

In der Tat schimmerten dort einige Lichter. Hupend fuhr Bill eine Kreuzung an und bog nach links. Zum Glück herrschte kaum Verkehr, so dass er den dunklen Volvo sicher herumziehen konnte. Wir gelangten in ein Wohngebiet mit Grünanlagen. Sehr nett angelegt, im Sommer bestimmt herrlich, jetzt allerdings wirkte es gespenstisch mit den kahlen Bäumen und dem schimmernden Rauhreif auf Ästen und Zweigen.

Bill zog den Volvo nach rechts und fuhr in einen sehr schmalen Weg.

»Der führt bis vor das Haus«, erklärte der Taxifahrer. Ich nickte, bog ebenfalls ein und erkannte sofort an den aufglühenden Bremsleuchten des Volvo, dass Bill gestoppt hatte. Die Scheinwerfer waren noch nicht ausgeschaltet, unsere ebenfalls nicht, und im Schein der vier Lichtfinger sahen wir einen Wagen vor dem Haus stehen. Nicht nur das, auch zwei Männer, die soeben einsteigen wollten und sich jetzt erschreckt umdrehten, als sie vom Licht erfasst wurden. Sie standen beide an einer Seite des Lieferwagens.

Bill Conolly ramnte die Tür auf und schnellte aus dem Taxi. Er hatte die Lage sofort erfasst, stürzte auf die Männer zu, die sofort reagierten und nach zwei verschiedenen Seiten wegtauchten.

Einer der Typen vollführte eine blitzschnelle Drehbewegung mit

der rechten Hand. Etwas wischte durch die Luft. Es traf Bill in vollem Lauf, und sich sah, während ich aus dem Wagen jagte, wie sich der Reporter aufrichtete, wobei er seine Arme in die Höhe warf, bevor er zur Seite taumelte und fast noch über seine eigenen Beine fiel. Angst packte mich, denn Bills Leben schien plötzlich in Gefahr zu sein. Leider konnte ich ihm nicht helfen, denn der andere Mann stellte sich mir in den Weg.

Er griff an wie ein Sambatänzer. Plötzlich lag er rücklings in der Luft, seine beiden Füße wirbelten auf mich zu, ich drehte zur Seite, tauchte gleichzeitig nach unten und wurde nur gestreift.

Neben mir kam der andere auf, flirrte herum und hielt plötzlich ein Messer in der Hand. Gefährlich funkelte die lange Klinge. Schräg hinter ihm huschte Mac vorbei. Er rannte auf den anderen Mann und Bill Conolly zu.

Der Messerstecher kam. Für mich glich es einem Zufall, dass ich der Klinge entging. Ich war in die Höhe gesprungen, und der sehr tief angesetzte Stoß wischte zwischen meine Beine. Sofort zuckte die Hand wieder zurück.

Ich trat zu. An der Hüfte erwischte ich ihn. Das Gesicht verzerrte sich und wirkte im Licht der Suchscheinwerfer wie eine bläulich angemalte Fratze.

Der nächste Stoß kam von oben.

Ich ramnte meinen Körper in ihn hinein, drosch den Messerarm zur Seite und hämmerte meine Linke voll in den Körper. Ein Hieb, den der geschmeidige Messerkämpfer kaum verdauen konnte. Er flog zurück und krachte gegen die hintere Seite des Lieferwagens ungefähr in Höhe des Rads.

Er war schwer angeschlagen, schüttelte den Kopf und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Dennoch wollte er mit dem Messer zustechen. Ich machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Seine Bewegungen waren viel zu langsam.

Mir gelang es, seinen Messerarm zu packen. Hart drehte ich ihn herum und ließ ihn nach unten sausen.

Wenn ich etwas hasste, waren es Kerle, die mit diesen verdammten Mordinstrumenten angriffen.

Meine Knie und der Arm kollidierten. Der Schrei aus dem Mund des Farbigen klang dumpf. Die Faust öffnete sich, das Messer klirrte zu Boden. Ich nahm es an mich und schleuderte es über den Wagen weg. Einen Zombie hatte ich nicht vor mir, aber einen Verbrecher, der seinen rechten Arm für die nächste Zeit nicht mehr gebrauchen konnte. Diese Burschen waren zäh, das wusste ich aus Erfahrung, deshalb fesselte ich den Typ mit den Handschellen aus Kunststoff an den Wagen. Jetzt konnte ich mich um den zweiten kümmern. Er lag am Boden. Drei Schritte entfernt lag Bill Conolly und hielt sich den Hals. Schräg zwischen ihnen stand Mac, der Taxifahrer. Den schallgedämpften Revolver hielt er noch in der rechten Hand. Die Mündung zeigte jetzt zu Boden. Zuvor jedoch hatte sie auf den zweiten Mann gewiesen und eine Kugel gespuckt.

Die steckte im Körper des Farbigen.

Ich schaute Mac an. Er senkte seinen Blick und hob die Schultern »Tut mir leid«, sagte er, »aber ich sah keine andere Chance. Er hatte Mr. Conolly die Schlinge um den Hals geschleudert und wollte ihn erdrosseln.«

»Ist der Mann tot?«

»Weiß ich nicht.«

Ich ging neben dem am Boden Liegenden in die Knie. Zum erstenmal sah ich auch die Schlinge aus der Nähe. Sie bestand aus dünnem Kunststoff, und der Werfer hielt sie jetzt noch um seine Hand gewickelt. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Nicht an der linken, sondern der rechten Seite. Schwach ging sein Atem. Dieser Mann musste unbedingt in ärztliche Behandlung.

Bill stand auf. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, fasste

nach seinem Hals, und als er die Hände zurücknahm, waren seine Finger blutig. »Verdammt!« hauchte er, »da habe ich aber Glück gehabt.« Er schüttelte sich. »Der hätte mich gekillt.« Seine Stimme war nur ein Flüstern. Lauter konnte er zunächst nicht reden.

Dieses Problem hatten wir zum Glück lösen können. Ein anderes jedoch blieb bestehen. Es war der Taxifahrer, der uns darauf ansprach.

»Wo ist meine Frau?«

»Schauen Sie in der Wohnung nach«, sagte Bill.

Er zögerte noch und deutete auf den Wagen »Vielleicht steckt sie auch hier...«

Ja, sie steckte dort. Das hörten wir, denn ihr Schrei war in höchster Todesangst geboren!

Anita wusste nicht, dass sie mit ihren Fingern in die weiche Haut eines Zombie-Gesichts gefasst hatte. Sie dachte an normale Menschen und ihr Herz blieb vor Schreck fast stehen, als sie den Druck der Todesklauen an ihrem Handgelenk spürte.

Sie waren wie eine Klammer.

Anita wollte schreien, die Stimme versagte. Im Stockdunklen erlebte sie hautnah den Angriff der Zombies. Denn es waren zwei, wie sie beim Einstieg gesehen hatte.

Der andere kam von hinten, hatte sich aufgerichtet und warf sich auf ihren Rücken.

Anita spürte den Druck des toten Körpers, wurde nach vorn gepresst und fiel mit dem Gesicht gegen die Planken der Ladefläche. Die Luft wurde ihr knapp, und sie merkte, wie sich der andere auf ihrem Rücken bewegte.

Hände tasteten sich höher. Sie näherten sich ihrem Hals, während der zweite nach wie vor ihr Gelenk festhielt, die andere Hand aber losließ, um seinen Finger in die Haare der Frau zu krallen. Dort

wickelten sie sich fest.

Anita spürte den Schmerz. Sie wollte sich aufrichten, denn dieses Gefühl hatte ihre schreckliche Angst ausgeschaltet und abgelöst. Die beiden lebenden Leichen ließen nicht los, die zweite hatte ihren Hals inzwischen erreicht und legte die Finger darum.

Dies war gewissermaßen die Initialzündung für Anita. Ein Mensch kann, wenn es um sein Leben geht, unwahrscheinliche Kräfte entwickeln, das bewies Anita in diesen Augenblicken. Sie wusste selbst nicht, wie es ihr gelang, sich in die Höhe zu stemmen, jedenfalls schaffte sie es, und der auf ihrem Rücken hockende Zombie rutschte ab, als sie kniete. Anita hörte noch den dumpfen Aufprall, konnte sich darum aber nicht kümmern, denn der erste hatte ihre Haare nicht losgelassen und war ihrer Bewegung gefolgt.

Ein verzweifelter Kampf auf Leben und Tod begann.

Anita rammte beide Fäuste vor. Sie traf etwas Weiches, erzielte keinen Erfolg und wiederholte ihre Bewegung.

Der Zombie ließ nicht los. Und auch der andere kam wieder. Diesmal von der Seite. Klauen drückten in ihre Hüfte, pressten sie herum, brachten sie aus dem Gleichgewicht, und sie prallte wieder auf die Ladefläche.

Dort lag sie auf der Seite. Herumrollen konnte sie sich nicht. Vier kalte Totenhände hielten sie fest.

Das ist das Ende! Anita wusste Bescheid. Sie war sich darüber klargeworden, dass sie gegen diese Unholde nicht ankam. Noch einmal gelang es ihr, Luft zu holen. Ein gellender Schrei verließ ihre Kehle. Im nächsten Augenblick klatschte eine weiche Leichenklaue genau auf ihre Lippen...

Wir hätten schon vorher merken müssen, dass sich auf der Ladefläche etwas tat, denn der Wagen hatte sich bewegt. Nun war es wirklich höchste Eisenbahn.

Mac kreiselte herum und starrte uns an. »Verdammt das ist Anita.

Sie muss sich...«

Ich stieß ihn zur Seite. Als erster erreichte ich die Rückseite, sah die verschlossene Plane und musste leider erst die Schnallen öffnen, deren Leder durch die Kälte zäh und hart geworden war.

Ich nahm mir die Schnalle an der rechten Seite vor. Bill und Mac kümmerten sich um die an der linken.

»Wenn die Anita umgebracht haben...« Mac verschluckte sich, weil er nicht mehr weiterreden konnte.

Ich sagte nichts. Wie Bill und Mac arbeitete ich ebenfalls verbissen an der Verschnürung. Dabei brach mir ein Stück Fingernagel ab. Endlich geschafft! Auch Bill und Mac waren soweit. Gemeinsam klappten und schleuderten wir die Plane nach oben.

»Anita!« Mac schrie den Namen. Ich sagte nichts, sondern starrte auf die Ladefläche.

Es war dunkel, fast stockfinster. Erst allmählich schälte sich das dort heraus, was sich vor unseren entsetzten Augen abspielte. Drei Gestalten konnten wir erkennen. Eine davon war eine Frau.

»Anita!« Mac brüllte wieder den Namen. Bevor wir es verhindern konnten, war er auf die Fläche geflankt und stürzte den Körpern entgegen.

Mein Warnruf erreichte ihn, während ich mich ebenfalls hochstemmte. Ich wollte nicht, dass sich Mac in eine zu große Gefahr begab. Noch stand es nicht fest, dass wir es mit Zombies zu tun hatten. Sollte dies jedoch der Fall sein, konnte es für Mac böse ausgehen. Er stolperte.

Kaum hatte er den Boden berührt, als sich eine Gestalt vor ihm aufbäumte und in einem Halbbogen auf ihn zufallen wollte. Das Aufblitzen der Waffe war mehr zu ahnen als zu hören. Zudem hörte ich kaum etwas, als er abdrückte.

Mac traf genau. Und zwar dort, wo auch Bleigeschosse für lebende Leichen tödlich wirkten.

Innerhalb eines Sekundenbruchteils war ich mir sicher geworden, es hier mit lebenden Leichen zu tun zu haben. In dem kaum zu erkennenden Widerschein des Mündungsfeuers hatte ich eine blasse aufgedunsene Haut gesehen, wie sie mir von Zombies her bekannt war. Mein Kreuz brauchte gar nicht erst in Aktion zu treten.

Ich kümmerte mich um den zweiten. Er hatte Anita unter sich begraben. Mit beiden Händen packte ich zu, wickelte die Finger in seine Kleidung und riss ihn hoch.

Er war schwer, bewegte sich zudem, schlug mit den Armen um sich, weil er sich aus dem Griff befreien wollte.

Ich hielt ihn fest.

»Lass ihn mir!« schrie Mac. Er schwang mit der schallgedämpften Waffe im Anschlag herum. »Nein, kümmere dich um deine Frau!« Wuchtig katapultierte ich die lebende Leiche nach vorn.

Sie torkelte auf Bill zu, der noch draußen stand und rasch zur Seite trat. Die lebende Leiche wischte an ihm vorbei. Wir hörten beide, wie sie auf den Boden klatschte.

Ich verließ ebenfalls die Ladefläche, sprang nach draußen und sah, wie sich die Gestalt aufrichtete.

Es war eine alte Frau, und sie sah schrecklich aus. Kalt rann es über meinen Rücken. Die magere Gestalt wollte sich nach vorn werfen und meine Beine packen. Auf halber Strecke traf sie der Dolch. Nicht ein Schrei drang aus ihrem Maul. Der Körper fiel zur Seite und blieb liegen.

Ich atmete auf. Neben mir stand ein blasser Bill Conolly und flüsterte rau: »Es ist schon soweit.«

»Ja, leider.«

Noch blasser waren Mac und Anita, die sich dem Ausstieg näherten. Der Fahrer stützte seine Frau ab, die er praktisch neben sich herschleifte. Anita wimmerte und schluchzte. Hinter ihr lagen schreckliche Minuten, und wir waren noch zur rechten Zeit

gekommen. Beiden halfen wir dabei, aus dem Laderaum zu klettern.

Auf den Beinen konnte sich Anita nicht halten. Ich erkundigte mich bei Mac, ob er in der Lage war, seine Frau in die Wohnung zu schaffen.

»Klar, das packe ich.«

»Wir sehen uns dann«, sagte ich.

Bill wollte über mein Autotelefon einen Rettungswagen alarmieren, und auch die uniformierte Polizei brauchten wir, denn die Beamten sollten sich um den Gefangenen kümmern, den ich an den Wagen gefesselt hatte.

Während Anita und Mac bereits im Haus verschwunden waren und Bill telefonierte, ging ich zu dem Messerhelden. Er hockte am Boden und starrte mich giftig an.

Neben ihm blieb ich stehen. »Ihr hattet keinen Erfolg«, erklärte ich ihm.

»Noch nicht...«

»Auch die Zombies haben wir erledigt!« Er starrte mich an. »Man kann sie nicht...«

Ich unterbrach ihn zunächst mit einer Handbewegung, danach mit Worten. »Sicher kann man. Ich kenne mich aus, verlass dich darauf. Geweihte Waffen helfen immer.«

Er zuckte zusammen.

»Du hast...?«

»Und wie.«

Da schwieg der Mann. Nach einer Weile hob er wieder seinen Kopf.

»Wer bist du?«

Ich hob die Schultern »Ein Polizist, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Zombie-Brut auszumerzen. Ich heiße John Sinclair!«

»Der Geisterjäger?«

»Genau.«

Für einen Moment war er geschockt, denn er schien schon von mir gehört zu haben. Es liegt sich auch nicht vermeiden, dass sich mein »Ruf« allmählich herumsprach, und froh war ich darüber nicht.

»Dennoch«, sagte er mit keuchender Stimme. »Da können zehn Geisterjäger kommen. Ihr stoppt sie nicht mehr.«

»Wen?«

Jetzt grinste er breit. »Kannst du dir das nicht denken, Geisterjäger?«

»King Grenada?«

Ich bekam keine direkte Antwort, denn Bill kehrte zurück. »Es ist alles in die Wege geleitet worden«, berichtete er.

»Gut.« Ich wandte mich wieder dem Gefangenen zu. »Wie war das mit Grenada?«

»Ich habe nichts gesagt. Aber ich meine ihn nicht einmal. Die Zombies warten schon.«

»Wo?«

Er lachte gackernd und glucksend zugleich. »Du glaubst doch nicht, Bulle, dass ich dir darüber etwas sage, nein, so dumm bin ich nicht. Lieber lasse ich mir die Zunge abschneiden, darauf kannst du dich verlassen. Ihr werdet euch wundern. Alle werdet ihr euch wundern.«

Mehr sagte er nicht, sondern lachte nur.

Meine weiteren Fragen ignorierte er einfach. Bill hob die Schultern und sagte: »Da wirst du gegen eine Wand reden, John.«

»Sieht so aus.«

Der Reporter holte Zigaretten hervor und bot mir ein Stäbchen an. Ich nahm es entgegen und ließ mir von meinem Freund auch Feuer geben. Der Zigarettenrauch vermischte sich mit dem Atem vor unseren Lippen.

»Hast du nach dem Verletzten geschaut?«

Bill nickte. »Ja. Es wird Zeit, dass man ihn behandelt. Ich habe ihn noch mit einer Decke zugedeckt.«

»Gut.« Ich senkte den Kopf und schaute auf den hockenden Gefangenen, der uns lauern beobachtete.

»Bulle«, flüsterte er plötzlich, »du hast mir meinen Arm kaputtgemacht. Das zahle ich dir heim.«

»Wer mich mit dem Messer angreift, muss damit rechnen dass ich mich auch wehre.«

»Der Teufel holt auch dich, Bulle.«

»Aber erst nach dir.«

Er lachte geifernd, klappte seinen Mund plötzlich zu und spie mir danach dicht vor die Fußspitzen.

Es war kein lauter Schuss gefallen. Die Menschen hatten nicht gehört, jetzt wurden sie sicherlich wach, denn es erklang das Wimmern von Polizeisirenen.

Bill winkte ab. »Warum kommen die denn mit großem Theater?« Ich wusste es auch nicht.

Zunächst erschien der Rettungswagen. Er wurde auf einen Grünstreifen gefahren und dort gestoppt. Ein Arzt hetzte heraus. Bill führte ihn zu dem Schwerverletzten.

Ich kümmerte mich um die Männer aus dem Streifenwagen. Man kannte mich vom Ansehen und hörte sich meine Erklärung an. Ich wies auf die Zombies. »Diese Toten müssen weggeschafft werden.«

Ein junger Polizist schüttelte sich. »Sir, wenn ich mal etwas sagen darf, dann sehen die so aus, als hätten sie schon einmal im Grab gelegen.«

Ich verzog das Gesicht. »Da könnten Sie sogar recht haben.«

»Das wäre ja Leichenraub.«

»So ähnlich.« Ich drehte mich um, da ich Schritte hörte. Auf einer Trage lag der Schwerverletzte. Er war an einen Tropf angeschlossen, den der neben der Trage herhastende Arzt in der Hand hielt. Vorsichtig wurde die Trage auf die Schienen im Innern des Krankenzuges geschoben. Die beiden Sanis liefen sofort auf

das Führerhaus zu, während der Arzt bei dem Mann blieb.

Bevor ich die Türen schloss, erkundigte ich mich nach dem Zustand des Patienten. Der Arzt legte die Stirn in Falten. »Gut sieht es nicht aus«, sagte er. »Alles Weitere später.«

»Natürlich, Doc.« Ich schloss die Tür, und der Wagen rauschte wieder ab. Über Funk war bereits ein Leichenwagen verständigt worden, in dem die Zombies weggeschafft wurden.

Noch einen Verletzten hatten wir. Sein Arm war in Mitleidenschaft gezogen worden. Man würde ihn auf dem Revier behandeln, und ich übergab den Mann in die sichere Obhut der Polizisten, wobei ich mir ein paar neue Handschellen geben ließ.

Dann brauchte ich noch etwas zurück. Und zwar mein Kreuz, dass ich Mac überlassen hatte.

Bill ging mit mir. Im Flur sahen wir einige aus dem Schlaf gerissene Hausbewohner. Die Männer und Frauen hatten sich wegen der Kälte in ihre Bademäntel gewickelt, diskutierten und froren. In die Betten wollten sie noch nicht zurück. Uns wagte auch niemand anzusprechen, nur in den Blicken lasen wir die Neugierde.

Die Tür im ersten Stock war verschlossen. Ich schellte. Mac erkundigte sich vor dem Öffnen, wer draußen stünde.

Als er meine Stimme hörte, ließ er uns eintreten.

Anita lag auf der Couch im Wohnzimmer. Sie war blass und weinte. Dabei zitterte sie am gesamten Leib und konnte sich kaum beruhigen. Auch Mac wusste nicht, was er sagen sollte, deshalb versuchte ich, ihm einen Ratschlag zu geben.

»Dass Sie sich in Gefahr befinden, liegt auf der Hand«, erklärte ich. »Deshalb möchte ich, dass Sie sich mit Ihrer gesamten Familie in eine Schutzhaft begeben. Einverstanden?«

Er nickte und fragte: »Wo denn?«

»Scotland Yard. Ich lasse Sie abholen.«

»Auch die Kinder?«

»Natürlich.«

Anita hatte gehört, worüber gesprochen worden war. Sie erklärte uns, wo wir die Kinder finden konnten.

Ich wandte mich an den Fahrer. »Können Sie alles in die Wege leiten?«

»Ja, klar...«

Ich bemühte mich um die Schutzhaft. Es kostete mich ein Telefongespräch. Der zuständige Nachtschichtleiter versprach, einige Männer vorbeizuschicken, die sich um die Familie kümmerten. Danach bekam ich mein Kreuz zurück. Das Gesicht des Fahrers zeigte einen säuerlichen Ausdruck. »Ich hätte es liebend gern behalten«, sagte er ehrlich. »Sagen Sie, Sir, wo kann man es kaufen?«

Ich lachte auf. »Zu kaufen gibt es so etwas nicht.«

»Aber Sie...«

»Ich habe es von jemand anderem bekommen«, erklärte ich ihm und hängte mir das wertvolle Kleinod wieder um, bevor ich mich von Anita verabschiedete.

Sie nahm meine Hand und presste den Rücken gegen ihre tränenfeuchte Wange. »Viel Glück, Sir...«

»Danke, das werden wir brauchen.«

Auch Bill verabschiedete sich auf die gleiche Art und Weise. Mac brachte uns bis zur Tür. Er wollte etwas sagen und durch seine Worte die Dankbarkeit ausdrücken. Bill winkte ab.

»Hör auf, Mac, ein Wort nur, und ich suche mir einen anderen Taxifahrer.«

»Klar, Mr. Conolly, klar.« Er schluckte, drehte sich um und schlug die Tür zu.

»Bei dem haben wir für unser ganzes Leben einen Stein im Brett«, erklärte der Reporter. Er hob die Schultern. »Das sind noch Menschen, John. Einfach und herzlich. Nicht so ein vornehmes

Getue, wie man es in anderen Kreisen erleben kann. Da fühle ich mich nicht wohl.« Bill Conolly wusste genau, dass er mir mit seiner Erklärung aus dem Herzen gesprochen hatte.

Gemeinsam verließen wir das Haus. Die erledigten Zombies wurden abtransportiert. Ich gab noch einige Erklärungen und begab mich zu meinem Wagen, wo Bill schon wartete.

»Und jetzt?« fragte er. »Ins Bett?«

Ich warf den Schlüssel hoch und fing ihn auf. »Von wegen Bett. Ich werde sie aus dem Bett werfen. Vielleicht sogar zwei, wenn Sir James sich schon hingelegt hat.«

»Was willst du damit erreichen?«

Sehr ernst erwiderte ich: »Bill, es ist möglich, dass wir uns auf einen mörderischen Großeinsatz gefasst machen müssen. Alles scheint darauf hinauszulaufen. Das wird eine ganz große Sache.«

»Bei der ich mitmischen möchte.«

»Meinen Segen hast du, Bill.«

King Grenada! Ein Name, ein Begriff. Potentierter Schrecken, grausam, verschlagen, hinterlistig, brutal...

All diese Eigenschaften passten auf diesen Menschen, wobei man sich fragen konnte, ob man in King Grenada überhaupt noch einen Menschen vor sich hatte.

Vom Aussehen her ja, auch wenn er eine Breite besaß, für die es keinen Stuhl gab. Man konnte ihn als Masse oder menschliche Tonne sehen. Grenada schien nur aus Fleisch zu bestehen. Alles an ihm war rund. Das begann bei dem haarlosen Schädel, setzte sich über den Oberkörper fort und die daraus wachsenden Gliedmaßen wie Arme und Beine glichen halbrunden Würsten. Beide waren so dick, dass sie mit Händen nicht umfasst werden konnten. Wenn der King mal einen Anzug trug, musste er sich ihn maßschneidern lassen, denn für seine Figur gab es weder Hosen noch Jacken. Deshalb hüllte er sich

zumeist in Gewänder. Die allerdings mussten aus Seide bestehen, denn sie kühlte ein wenig seine stets stark verschwitzte Haut.

Er wohnte nicht, er residierte. In der oberen Etage der großen Wohnbaracke hatte er sich seine Behausung einrichten lassen. Durch Umbauarbeiten waren zehn Zimmer entstanden, darunter befanden sich allein zwei riesengroße Bäder mit in den Boden eingelassenen Wannen. Den Rest der übrigen Etagenhälfte teilten sich seine Leibwächter und engsten Berater. Zumeist Männer aus der Karibik wie er. Kalt, brutal - eben Killer.

Sein ehemaliges Hobby hatte King Grenada auch in London nicht aufgegeben. Das war der VoodooZauber. Nachdem sein Imperium stand, hatte er sich diesem Hobby wieder widmen können und es sehr konsequent verfolgt. Schon auf den Bahamas war er ein großer Voodoo-Meister gewesen, die Kraft eines alten Totenpriesters war auf ihn übergegangen, und er hatte den magischen Voodoo-Stab von dem Sterbenden bekommen.

Das Besondere an ihm war die Spitze. Sie bestand aus drei kleinen Schrumpfköpfen, die sternförmig auseinander fächerten. Eingefasst waren die Köpfe in einem Bett aus Federn. Sie stammten von Adlern und waren mit dem Blut der Voodoo-Opfern getränkt worden. Ansonsten bestand der Stab aus Mahagoniholz.

King Grenada trug ihn immer bei sich. Auch wenn er sich in seinem verstärkten Bett zur Ruhe legte, war der Stab in seiner Nähe. Schlaf brauchte er wenig. In der Nacht wachte er zumeist und legte sich nur am Tage hin, wenn seine Leute die Geschäfte erledigten. Eigentlich konnte er zufrieden sein. Er hatte es tatsächlich geschafft, den uralten Voodoo-Zauber auch in London wirksam werden zu lassen. Und niemand ahnte etwas.

Seine Leute, die eng mit ihm zusammenarbeiteten, würden auch unter der Folter nichts verraten, und so war es ihm gelungen, zahlreiche Tote aus dem Viertel nicht zu begraben, sondern zu

verwahren. Er hatte sie allesamt aus den Särgen wieder herausholen lassen. Und nun lebten sie. Lebende Leichen, Zombies. King Grenada hatte sich einen alten Jugendtraum erfüllt. Mit dieser Masse im Rücken konnte er sich als unbezwingbar bezeichnen.

Alles war bisher gut gelaufen. Nur eine Kleinigkeit gefiel ihm nicht. Sie besaß sogar einen Namen Mac, der Taxidriver!

Grenada hatte sich ihn bewusst ausgesucht, denn er, der völlig Verdachtslose, hatte Fahrten mit den lebenden Leichen unternehmen und sie in den anderen Stadtteilen absetzen sollen. Es war nicht gelungen. Dieser Typ hatte durchgedreht und brachte es womöglich fertig, den großen Plan zum Scheitern zu verurteilen.

Dem musste man einen Riegel vorsetzen.

King Grenada wusste, dass Mac Familie hatte. Zwei Zombies würden sich auf die Frau und die Kinder ebenso freuen, wie er sich auf die Weintrauben, die frisch abgewaschen in einer goldenen Schale vor ihm auf dem Tisch lagen.

Bisher hatte er noch keine Nachricht erhalten, aber es würde schon alles glatt gehen, dessen war er sicher.

Der King sah die Trauben. Noch lagen Wassertropfen wie kleine, kostbare Perlen auf ihnen, und Grenada leckte mit seiner rosigen Zunge über die dicken Wulstlippen. Das würde ein Genuss werden. Seine linke Hand kroch über den Tisch. Die Wurstfinger gerieten in den Schein der Deckenleuchte. Das Licht fiel senkrecht nach unten, strahlte auf die Trauben und beleuchtete jetzt auch die Hand des Mannes. Es waren tatsächlich Wurstfinger. Man konnte sie als widerlich bezeichnen, und alle, bis auf den Daumen, waren beringt. Protzig wirkte das Gold. Kalt schimmerte das Feuer der in die Ringe eingearbeiteten Diamanten. Wenn ihn jemand auf die Ringe ansprach, pflegte er zu sagen, dass in ihnen das Feuer der Hölle wohnte.

Seine rechte Hand war nicht beringt. Sie benötigte er, um den geheimnisvollen Totemstab zu halten, dessen Köpfe prall mit der

Magie des längst vermoderten Medizinmannes gefüllt waren. Vier Trauben pflückte er ab. Und es knackte ebenso, als er sie der Reihe nach zerbiss. Der King liebte Weintrauben. Sie mussten immer bereitstehen. Zu jeder Jahreszeit. Und wenn sie noch so teuer waren, er brauchte sie.

Waren sie, was auch mal vorkommen konnte, von der Qualität her schlechter und die Laune des Kings entsprechend, ließ er seine schwere Faust auf alle Trauben klatschen und zerquetschte sie zu einem geleeartigen Brei. Danach mussten sofort neue, bessere herbeigeschafft werden. Geschah dies nicht, roch die Luft nach Mord und Gewalt. Diese Trauben schmeckten ihm. Auf seinem hochlehnigen Stuhl aus schwarzem Holz hatte er sich zurückgedrückt und aß schmatzend Traube für Traube. Manchmal rann ihm der Saft aus dem kleinen Mund, der so gar nicht zu den übrigen Proportionen des Körpers passen wollte, aber das störte ihn nicht.

Wo Grenada einmal hockte, da blieb er auch sitzen. Dies hier war sein Lieblingsplatz. Alles befand sich in Reichweite. Der Voodoo-Stab, die beiden Monitore zur Überwachung, der kleine Computer, ein liebes Spielgerät, das Telefon und natürlich die Trauben. Wenn er allein war und genießen wollte, ließ er nur eine Lampe brennen. Bekam er jedoch Besuch, schaltete er die Strahler hinter sich an, und sie blendeten nicht ihn, sondern die Ankömmlinge. Die Fenster hatte er zumauern und die Wände schwarz tapezieren lassen, mit dicken roten Blutstropfen als Muster.

Fast die Hälfte der Trauben hatte er bereits vertilgt, als das Telefon anschlug. Es war nur ein leises Summen, kein schrilles Geräusch, aber es ärgerte den King in diesem Augenblick. Er legte einen Hebel zurück und sprach in den Lautsprecher.

»Was ist?«

»Darf ich kommen, King?«

Grenadas fleischige Wangen zuckten Sein erster Leibwächter und

Vertrauter hatte ihm diese Frage gestellt. »Ja, komm her zu mir.«

»Danke, King!« Auch als erster Leibwächter musste man Grenada mit ausgesuchter Höflichkeit begegnen, das bat er sich aus. Wer es nicht tat, wurde zusammen mit Ratten in einen Käfig gesperrt. Im Ausklügeln irgendwelcher Strafen war er ein wahrer Weltmeister. Er griff wieder zu den Weintrauben. Zwei knackte er ab, steckte sie in den Mund, zerbiss sie und begann zu fluchen.

Plötzlich schmeckten sie ihm nicht mehr. Wütend drehte er den Kopf zur Seite und spie das Zeug auf den kostbaren schwarzen Marmorboden. Dieses Zeichen war eine Warnung. Wenn ihm die Trauben nicht mundeten, lag etwas in der Luft, dann hatte es Ärger gegeben, und sicherlich brachte Querada schlimme Nachrichten.

Sollte es der verdammte Taxifahrer trotz allem geschafft haben? Er spie noch einmal aus und wartete ab. Es klopfte dreimal. Queradas Zeichen.

Erfolgte keine Aufforderung, durfte der Besucher eintreten. King Grenada schaute auf den äußeren Monitor. Dort sah er das Bild seines Leibwächters, wie er vor der Tür stand.

King öffnete per Fernbedienung.

Querada kam. Sacht trat er über die Schwelle. Bei anderen Besuchern schaltete der King in dem Augenblick immer das Blendlicht bei, bei Querada ließ er es.

Der Leibwächter kam vor. Er schritt fast im Dunkeln dahin und erst als er die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, glühten einige künstliche Blutstropfen an den Wänden auf und tauchten den hallenartigen Raum in ein schauriges Rotlicht.

Auch Querada wurde angestrahlt und gab seiner Gestalt einen schauerlichen Touch.

Er trug fast nur Schwarz. Schwarze Hosen, schwarze Jacketts und schwarze Hüte mit breiten Krempe. Nur die Hemden wechselten in der Farbe. Diesmal hatte er ein weißes übergestreift, das drei

Knöpfe tief offen stand, wobei aus dem Ausschnitt schwarzes Kraushaar quoll. Das Gesicht des Mannes war scharf geschnitten. Die Augen leicht verengt, die Wangenknochen standen hoch, und er besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Filmschauspieler Lee van Cleef, als dieser noch 30 Jahre jünger war.

Queradas Gang war von einer schon erschreckenden Lautlosigkeit, deshalb wurde er auch »Schleicher« genannt. Man bemerkte ihn zumeist erst, wenn es zu spät war, und manche hatten dies nicht überlebt. Querada hatte dem King seine gesamte Karriere zu verdanken und zeigte deshalb eine bis zum Tod gehende Loyalität. King Grenada winkte mit dem kleinen Finger seinen Leibwächter noch näher heran.

Und Querada kam. Den dunklen Hut hatte er abgenommen. Sein schwarzes Haar lag so dicht auf dem Kopf, als wäre es angeklebt. Erst als er mit dem ausgestreckten Arm schon die Rückseiten der Monitore berühren konnte, durfte er stehen bleiben.

King Grenada bewegte sich ein wenig nach vorn. »Meine Trauben schmeckten mir zum Schluss nicht mehr«, sagte er flüsternd. »Mir scheint, du bringst schlechte Nachrichten.«

»Gute sind es nicht, King.«

Grenada verengte seine sowieso schon kleinen Augen noch stärker. Wer sie einmal richtig gesehen, der blickte in Schlitze in der Speckschicht und sah nur zwei dunkle Knöpfe als Pupillen. »Wirklich nicht?«

»Nein, King. Er hat es geschafft, dieser verfluchte Taxifahrer.«

»Ihr habt ihn also nicht bekommen?«

»Und die Familie auch nicht.«

»Waren die Männer nicht gut genug?«

»Es scheint so.«

»Und die Zombies? Ihr hattet doch welche mitgenommen oder nicht?« fragte Grenada.

»Ja, aber...« Querada schwieg.

»Rede weiter. Los!«

»Sie sind erledigt. Unser Kontaktmann bei den Bullen gab es durch. Da muss jemand gewütet haben.«

King Grenada bekam keinen Wutanfall. Das kam bei ihm selten vor, wenn er schlechte Nachrichten vernahm. »Ist der kleine Taxifahrer tatsächlich über seinen eigenen Schatten gesprungen?«

»Nicht er!«

Grenada zuckte zusammen. »Sag nur nicht, dass seine Familie es geschafft hat und...«

»Nein, King, nein. Sie haben Hilfe bekommen. Und zwar von sehr kompetenter Seite.«

»Was soll ich darunter verstehen?«

»Ein gewisser Sinclair...«

In dem schwarzen Gesicht entstand ein Loch. Der King hatte den Mund geöffnet. Rosig schimmerte es im Innern dieser kleinen Höhle. »Der Geisterjäger!« knirschte er und schlug mit der von Weintrauben noch klebrigen Faust auf den Tisch. »Ausgerechnet er. Bis jetzt hatten wir Ruhe vor ihm. Verflucht...«

»Wenn ich dich unterbrechen darf, King, ich sehe es gar nicht so schlimm an wie du.«

»Sondern?«

»Was soll Sinclair noch unternehmen können? Wäre er vor Monaten gekommen, hätte es schlimmer...«

»Gut, Querada, wirklich gut gefolgert. Jetzt wird auch ein Sinclair nichts machen können. Es ist zu spät. Dennoch, ich frage mich, wie er so schnell kommen konnte?«

»Da existieren Gerüchte.«

»Gibt es einen Verräter unter uns?«

»Das will ich nicht hoffen, King. Ich kann mir vorstellen, dass Sinclair von Mac alarmiert worden ist. Wenn der Geisterjäger etwas

über Zombies oder Voodoo hört, dreht er doch durch. Oder glauben Sie nicht?«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.« Der King beugte seinen Kopf nach vorn und stierte auf die bleigrauen Monitor-Schirme. »Was könnte uns noch passieren?«

Querada hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, King. Wir sind soweit fertig.«

»Sinclair wird bestimmt herkommen.«

»Na und?«

»Wir werden ihn fürstlich empfangen, kaltsetzen und in der nächsten Nacht mit seinem Wissen die Voodoo-Hölle über London loslassen. Nichts soll uns mehr abhalten.«

»Dafür wäre ich auch, King.«

Grenada war zufrieden. Er winkelte seine Arme an und stemmte sich aus dem hochlehnigen Stuhl. Mit der rechten Hand packte er den VoodooStab und steckte ihn in einen Gürtel aus dünnem Blattgold-Metall.

»Gehen wir«, sagte er. Seine Stimme stand in einem genauen Gegensatz zum Körperumfang. Sie klang weder dunkel noch sonor, sondern hoch und fistelnd.

»Wohin, King?«

Der kleine Mund des Mannes zog sich in die Breite. »Ich will in den Keller und meine Freunde sehen.«

»Sehr gern, King.«

Querada log. Selbst er, der Abgebrühte, schauderte jedes Mal zusammen, wenn er gezwungen war, mit seinem Chef in den Keller zu fahren und sich dort das anzusehen, was der King als seine Freunde bezeichnete.

Es waren die Zombies, die lebenden Toten, und sie existierten in einem großen, als Verlies umgebauten Teil des Kellers, in den auch ein Lift hinabführte. Sein Einstieg befand sich im Nebenraum.

Querada öffnete King Grenada die Tür und verbeugte sich dabei, als der Fettwanst an ihm vorbeiging. Es gehörte nun mal zum Ritual, denn Grenada ließ sich feiern wie ein echter König. Brutale Herrscher waren seine Vorbilder, auch Diktatoren, allen voran der ehemalige Gewaltherrscher und Widerling Idi Amin.

Auf diesem Boden lagen kostbare Seidenteppiche aus China. Der Lift stand bereit. Nur Grenada benutzte ihn. Seine Leute mussten die Treppen hinablaufen.

Wieder öffnete ihm sein Leibwächter die Mahagonitür. Grenada drängte sich an Querada vorbei und betrat die große Kabine, wo ein mit Samt gepolsterter Sessel für ihn bereitstand.

Lautlos schloss die Tür.

Querada drückte den zweituntersten Knopf. Der letzte war der Alarmknopf. Er leuchtete in einem hellen Rot.

Die Liftbauer waren Meister ihres Fachs gewesen. Lautlos und sanft glitt der Fahrstuhl in die Tiefe.

King Grenada hockte in seinem Sessel als eine Masse Fleisch. Sein rotes Seidengewand schimmerte wie öliges Blut. Die Augen blickten starr auf die Innenverkleidung der Tür.

Sanft stoppte der Aufzug. In die Augen des Kings kam Leben. So dicht vor dem Ziel wurde er immer unruhig.

Die Tür schwang auf.

King Grenada stemmte sich aus dem Sessel hoch. Mit kleinen Schritten ging er vor, sein Körper zitterte dabei, und der Gang erinnerte an den einer Watschelente.

Niemand würde darüber öffentlich lachen. Wer es wagte, den King zu verhöhnen, musste mit grausamen Strafen rechnen.

Querada wartete vor dem Lift. Eine andere Welt hatte die beiden Männer aufgenommen. Grau, kalt und trotz der Fülle des Leuchtstoffröhrenlichts irgendwie düster.

Sie befanden sich in einem Flur. Er besaß zwei Ausgänge, die

Fahrstuhltür nicht mit eingerechnet. Ein Ausgang bestand aus einer großen Eisentür, zu der nur zwei Menschen den Schlüssel besaßen. Der King und sein Leibwächter.

Querada war es auch, der den Schlüssel hervorholte, den gezackten Bart in das Schloss schob und dreimal seine Hand nach rechts bewegte. Erst jetzt war offen.

»Soll ich vorgehen, King«, fragte er.

»Nein. Bei Freunden fühle ich mich wohl. Vor ihnen habe ich keine Angst«, fistelte der wandernde Fleischkloß und schob seine Massen langsam vor.

Grenada musste die Tür an einem Griff fassen und sie zur Seite schieben.

King Grenada walzte durch das Loch. Wie eine Wolke wehte ihm ein furchtbarer Geruch entgegen. Leichengeruch...

Grenada aber, der Voodoo-König, empfand dies, was einen normalen Menschen zur Übelkeit trieb, als erfrischend und genau richtig für ihn. Sein Leibwächter knipste das Licht an. Auch dieser Raum wurde von der kalten Helligkeit der Neonröhren ausgeleuchtet.

Was sich den Augen der beiden Männer bot, war der absolute Horror...

Zuerst hatte mich Suko noch ziemlich verschlafen und gleichzeitig auch wütend angeschaut, Minuten später war seine Müdigkeit radikal verflogen, denn ich hatte meinen Bericht beendet.

Niemand sprach.

Sir James, Bill Conolly, Suko und ich hingen den Gedanken nach, die man allesamt nicht als sehr positiv bezeichnen konnte. Aus dem Automaten hatten wir uns Kaffee besorgt und getrunken jetzt standen die leeren Pappgefäße vor uns, und Bill Conolly schnickte mit dem Fingernagel gegen einen der Becher.

Sir James störte das Geräusch. Der Superintendent warf Bill einen

missgelaunten Blick zu, und der Reporter stoppte seine Tätigkeit.

»Sorry«, sagte er.

Wir hörten gar nicht hin.

»Ich fasse noch einmal zusammen«, sagte Sir James. »Ihrer Aussage nach, John, steht zu fürchten, dass London unter Umständen eine Invasion von Zombies erlebt.«

»Das meine ich.«

»Ihre Meinung, Bill?«

»Ich schließe mich John Sinclair an.«

»Und Sie Suko?«

»Ebenfalls.«

Sir James hob die Schultern »Dann scheine ich mit meiner Ansicht wohl allein dazustehen.«

»Wieso?« fragte ich.

»Es will mir einfach nicht in den Sinn, dass zahlreiche Zombies in der Stadt lauern sollen. Tut mir leid, aber das kann ich nicht glauben. Weil es einfach zu unwahrscheinlich ist. Wir haben nichts bemerkt.«

»Aber nichts ist unmöglich«, warf ich ein. »Zwischen den beiden Begriffen besteht ein Unterschied.«

»Das ist richtig«, gab Sir James zu.

»Drei Zombies haben wir«, sagte ich. »Oder von drei Zombies wissen wir zumindest. Ich rechne auf dieser Basis hoch und sage mir: Lieber falsch hochgerechnet, als eine Gefahr völlig unterschätzt zu haben.«

Sir James schaute mich scharf an. »Sie denken schon an einen Großeinsatz - oder?«

»Ja.«

»Den muss ich leider begründen können.«

»Sind diese Zombies nicht Grund genug, Sir?« erkundigte sich Suko.

»Im Prinzip ja. Nur haben wir bisher keinen gesehen. Ich kann

dieses Haus nicht einfach stürmen lassen. Wir besitzen keinen Beweis. Das ist Unrecht.«

Da hatte unser Chef nicht einmal danebengetippt. Ein wenig ratlos saßen wir herum. Niemand hatte mehr einen Vorschlag zu machen, bis Bill Conolly leise sagte: »Wenn keine Beweise vorhanden sind, müssen wir uns eben welche verschaffen.«

»Und wie?« fragte Sir James.

»Wir könnten es versuchen.«

»Sie gehören nicht zum Yard, Bill.«

»Bin aber unmittelbar betroffen.«

Sir James verzog den Mund. Er mochte es nicht, wenn er irgendeinen Widerspruch bekam. Dennoch lenkte er ein. »Im Prinzip ist Ihr Vorschlag nicht schlecht, Mr. Conolly. Beweise herbeizuschaffen, um anschließend einen Großeinsatz durchzuführen, das müsste klappen. Wir bewegen uns dabei auch noch auf dem Boden der Legalität.«

»Es wird demnach keine Nacht- und Nebelaktion?« erkundigte ich mich.

»Nein, John Sie werden offiziell dem Haus einen Besuch abstatten. Ich habe inzwischen den Besitzer herausgefunden. Es ist dieser King Grenada. Wirklich ein außergewöhnlicher Name. Unser Computer hat ferner Material über ihn ausgespuckt, das nicht gerade zu Freudentänzen Anlass gibt. Konkrete Beweise haben wir gegen ihn nie finden können. Er hat sich nicht einmal strafbar gemacht, es gibt nur einen Verdacht.«

»Weshalb sind überhaupt Informationen über ihn angelegt worden?« fragte Suko.

»Sicherheitshalber. Eine gewisse Vorsorge treffen wir immer. Es könnte ja sein, dass...«

»Sir«, sagte ich. »Wenn wir die Beweise erbringen, steht dann einem Großeinsatz nichts mehr im Wege?«

Der Superintendent nahm einen Schluck Magenwasser. Er wischte sich die Lippen ab und beugte sich vor. »Wollen Sie mich mit dieser Frage festnageln, John?«

»Auf eine gewisse Weise schon, Sir.«

»Ich kann Ihnen dennoch keine konkrete Antwort geben, weil es uns möglicherweise nicht gelingt, so viele Beamte zusammenzutrommeln.«

»Was spräche dagegen?«

»Mr. Conolly.« Sir James schaute den guten Bill fast bedauernd an. »Sie sind Reporter. Lesen Sie keine Zeitungen mehr oder hören Sie keine Nachrichten...«

»Schon...«

»Dann werden Sie sicherlich von diesem Husarenstück einer Bande gehört haben, die aus einer Lagerhalle am Heathrow Airport das Gold gestohlen hat«

Bill lachte. »Das meinen Sie.«

»Genau. Selbstverständlich ist eine Sonderkommission gebildet worden. Die fähigsten Leute hat man dort hineingesteckt. Für uns sieht es wieder übel aus.«

»Ich sehe schon«, murmelte Suko, »das wird wieder so etwas wie ein Alleingang.«

»Möglicherweise haben Sie recht.«

»Dann können wir auch sofort...«

»Nein, Suko. Sie werden bis morgen warten. Pardon, wir haben schon nach Mitternacht. Sagen wir gegen zehn können Sie Ihre Ermittlungen beginnen. Anschließend kommen Sie zu mir und legen mir hoffentlich die Beweise auf den Tisch.«

Mir gefiel die Sache nicht. Es war auch nicht die Art unserer Chefs, so zu reagieren. Da musste doch etwas dahinterstecken, und ich stellte die entsprechende Frage.

»Sie haben recht, John, ich bin hier besonders vorsichtig.«

»Und weshalb, Sir?«

»Denken Sie mal nach. Die Leute, mit denen wir es zu tun bekommen, sind Farbige. Sollte die Aktion ein Schlag ins Wasser werden, wird ein gewisser Teil der Presse über uns herfallen. Sie wissen, wie allergisch man bei Minderheiten reagiert. Und zu Recht, wie ich betonen muss. Ich möchte mich da wirklich auf nichts einlassen. In der letzten Zeit hat der Name Scotland Yard genug Schaden erlitten. Ich will nicht noch einen Skandal hinzufügen.«

Betrachtete man es aus dieser Perspektive, hatte Sir James recht. Auch ich lieferte kein Gegenargument mehr.

Der Superintendent schaute auf die Uhr. »Gentlemen«, sagte er, »ich meine, dass Sie noch eine Mütze voll Schlaf nehmen sollten. Wer weiß, wann Sie dazu wieder kommen.«

Müde fühlte ich mich auch, das stimmte. Und Schlaf kann bekanntlich nie schaden.

Ich stand auf. Suko und Bill Conolly erhoben sich ebenfalls. Auch Sir James drückte sich aus seinem Stuhl. Er wollte um den Schreibtisch herumgehen, blieb aber nach drei Schritten wie vor eine Mauer gelaufen stehen, drehte den Kopf und schaute uns an.

Im ersten Augenblick wussten wir nicht, was mit ihm los war. Wir sahen nur den Schweiß auf seiner Stirn und hörten das Röcheln, das aus seinem spaltbreit geöffneten Mund drang.

»Verdammt, ich...« Sir James konnte nicht mehr weitersprechen. Er kippte zur Seite, stützte sich an der Schreibtischkante ab, knickte dann ein und verlor den Halt.

Wir sprangen hinzu, kamen aber zu spät. Schwer schlug der Superintendent auf den Rücken. Blau war sein Gesicht angelaufen. Ich hatte die schlimme Befürchtung, dass er dicht vor einem Infarkt stand, denn er winkelte beide Arme an und presste seine Hände in Herzhöhe auf die Brust.

Sir James stand dicht vor dem Exitus!

King Grenada genoss den Anblick. Er hatte seine Fleischmassen nach rechts gedreht, um alles genau beobachten zu können, und sein Blick fiel auf ein Gitter, das den Raum teilte.

Die große Hälfte nahm ungefähr zwei Drittel ein. Sie lag hinter den Gitterstäben, und dort befand sich das, was einen normalen Menschen fast in den Wahnsinn getrieben hätte.

Zombies!

Sie lagen in Säcken. Zehn, zwanzig - noch mehr, kaum schnell zu zählen, und um die Säcke schlangen sich Stricke, die, weil sie festgezurt, wie ein schiefes Muster wirkten.

Dennoch bewegten sich die Zombies. Es waren schaurige Bilder, die King Grenada zu sehen bekam. Er ergötzte sich daran, denn das, was vor den Gitterstäben lag, war seine Armee. Eine schaurige Truppe. Lebende Leichen, die er vorschicken wollte, um die Stadt zu erobern. Wer sollte sie und ihn jetzt noch stoppen? Niemand, auch dieser Geisterjäger Sinclair nicht, von dem Grenada bisher nur gehört hatte, ihm aber nicht persönlich begegnet war. Und wenn die Zombies Sinclair nicht schaffen sollten, würden es die Maschinenpistolen seiner normalen Killer erledigen.

So dachte King Grenada, und seine Laune besserte sich von Sekunde zu Sekunde.

Er drehte sich um. Querada, sein Leibwächter, stand in einer angespannten Haltung nahe der Tür. Immer auf dem Sprung. Im Gegensatz zu Grenada traute er dem Frieden nicht. Er hasste die Zombies und hätte am liebsten mit einem Maschinengewehr dazwischengehalten, doch diese Gedanken durfte er nicht laut werden lassen. Grenadas Hobby waren nun mal die lebenden Leichen, und wehe, es sagte jemand etwas gegen sie.

»Nun?« fragte der King. Er wedelte mit dem Fetisch, und die drei Schrumpfköpfe bewegten sich hektisch, als wollten sie sich

gegenseitig zunicken.

Querada verzog das Gesicht. »Ganz nett!« erwiderte er.

Der King schüttelte sich, als er lachte. »Nett«, sagte er, »mehr nicht. Ich weiß, dass dir die Zombies nicht geheuer sind, Querada, aber wir werden sie brauchen, das kann ich dir versprechen. Um an die Macht zu kommen, ist jedes Mittel recht. Du sollst dich damit abfinden, mein Lieber. Und auch mit lebenden Leichen.«

»Es ist schwer, King!«

»Schau sie dir noch ein wenig an, unsere Freunde aus den Gräbern.«

Grenada lachte und deutete auf die sich hinter dem Gitter bewegenden lebenden Leichen. Die Gitterfront lief nicht ganz durch. Sie war in der Mitte durch eine Gittertür unterbrochen worden, zu der nur King Grenada den Schlüssel besaß. Den hütete er wie seinen dreiköpfigen Fetisch. Querada grinste schief. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Der Mann wagte jedoch nicht, ihn wegzuwischen. King Grenada hätte dies als Schwäche auslegen können.

Vergeblich versuchten die Untoten, sich auf die Beine zu stellen. Es waren makabre Szenen. In den Säcken bewegten sich die lebenden Leichen, stemmten sich auf die Knie, wollten danach höher und fielen wieder zurück.

Ein ständiges Wechselspiel, denn sie fielen auch gegen-und übereinander. Noch wurden sie durch die Säcke und Stricke gehalten, doch bei den Säcken begannen sie.

Zombies können nicht denken. Sie folgen nur einem Trieb oder einem Instinkt. In ihrem normalen Leben hatten sie sich auf zwei Beinen bewegt, das wollten sie wiederholen, deshalb dieses ständige Bemühen, auf die Füße zu kommen.

Manchmal schafften sie es, eine Weile zu stehen. Dann erwischte es sie wieder und sie fielen nach vorn. Einige von ihnen klatschten gegen die Gitter und rutschten langsam daran nach unten. Manchmal

konnte Querada auch die Gesichter erkennen, die sich hinter dem Sackleinen abzeichneten. Es waren fratzenhafte Züge und sicherlich mehr Knochen als Fleisch oder Haut.

Selbst der abgebrühte Querada schüttelte sich, als er daran dachte. Er war ja nicht dabei gewesen, als man die Toten aus den Gräbern holte oder sie erst gar nicht begrub. Von Beginn an hatte er dem Zauber sehr skeptisch gegenübergestanden und eigentlich nicht so recht daran glauben wollen, doch die weiteren Ergebnisse hatten ihn eines Besseren belehrt.

»Wann soll ich sie freilassen?« fragte der King.

Querada hob die Schultern »Ich weiß es nicht.«

»Wir können noch einen Tag warten. Dann sind die Trommler bereit. Wenn du sie hörst, weißt du, dass die Stunde der lebenden Toten angebrochen ist, Querada!« Fistelnd sprach der King die Worte aus. Die Augen in seinem fetten Gesicht wurden plötzlich groß und glichen brennenden Kugeln.

»Wer soll sie in die Stadt bringen?« erkundigte sich Querada nach einer kurzen Pause.

»Ihr!«

»Dann bleibt es bei den Lastwagen?«

»Natürlich.« Der King lachte. »Drei Lastwagen voll Zombies. Das hat es noch nie gegeben. Die Hölle wird aufbrechen, das kann ich dir sagen, Querada.«

Der Leibwächter nickte nur. Wohl war ihm nicht in seiner Haut. Er hätte lieber mit ihm vertrauten Waffen gekämpft, denn Zombies waren nicht zu kontrollieren.

»Diejenigen, die den Begleitschutz der Lastwagen bilden, sind mit automatischen Gewehren ausgerüstet«, erklärte der King. »In einem Wagen wirst du sitzen, Querada.«

»Ist gut, King. Aber wo soll ich hinfahren?«

»Das bekommst du von mir während der Fahrt gesagt«, erwiderte

Grenada, »denn ich fahre mit.«

»Du willst?«

»Ja, ich fahre mit, mein Lieber. Eigentlich ist mein Platz ja hier. Aber das Schauspiel lasse ich mir nicht entgehen, ich will zusehen, wenn die lebenden Toten von London Besitz ergreifen.« Er nickte heftig. Sein kugelförmiger Kopf geriet dabei in solch schwankende Bewegung, dass Querada schon befürchtete, er würde abfallen und direkt von den Schultern rollen, denn ein Hals war bei Grenada nicht zu sehen.

»Nun aber zu etwas anderem«, sagte der King und drehte sich schwerfällig um. Er schaute auf die Wand, die dem Gitter genau gegenüberlag. Normalerweise war sie roh oder glatt, doch Grenada hatte aus ihr eine Bilderwand gemacht. Nebeneinander hingen zahlreiche Fotos. Nur Menschen. Männer waren in der Überzahl. Zumeist schon älter, oft distinktiert wirkend, mit teuren Anzügen bekleidet und Melonen auf den Köpfen. Auch Frauen befanden sich darunter. Selbst ein Bild der höchsten Politikerin. Sie verließ soeben ihren Amtssitz in der Downing Street Nummer 10 und hatte ihr bekanntes Lächeln aufgesetzt. Die Lady befand sich in der Mitte. Eingerahmt wurde sie ebenfalls von Männern, aber auch eine Frauengestalt war noch zu sehen. Die Bürgermeisterin von London Mitte.

Die übrigen Personen zählten ebenfalls zur englischen Elite. Es waren Politiker, Manager, Männer an den Schaltstellen von Staat und Wirtschaft. Sie lenkten die Geschicke des Landes.

Meine Galerie, pflegte der King stets zu sagen, wenn er vor ihr stand, und auch jetzt wieder sprach er diesen Satz voller Stolz aus. Die Fotos waren scharf, lebensecht, und sie hatten als Vorlage für etwas gedient, das der King in einem viertürigen Schrank aufbewahrte. Um sie aufzuschließen, musste sich Grenada bücken. Das wollte er nicht. So musste Querada öffnen. Er bekam den

Schlüssel. »Zieh die Türen ganz auf«, sagte der Fettwanst.

Querada gehorchte. Das Holz hatte sich etwas verzogen. Während hinter ihm die Zombies gegen die Gitter prallten, übereinander fielen und sich erhoben, holte Querada das aus dem Schrank, was er zuvor verborgen hatte.

Es waren Puppen. Voodoo-Puppen!

Schon bei der ersten Puppe war zu erkennen, wen sie darstellen sollte. Man brauchte sie nur mit einem über dem Schrank hängenden Bild zu vergleichen.

Die Gesichter der Puppen glichen denen auf den Fotos tatsächlich aufs Haar. In mühevoller Arbeit war es den Helfern, gelungen von den Personen, die Grenada aufs Korn genommen hatte, Puppen herzustellen.

»Soll ich sie alle hervorholen?« fragte Querada.

»Natürlich, ich will sie sehen!«

Der Leibwächter gehorchte. King Grenada stand neben ihm und atmete schwer. Sein gewaltiger Körper zitterte. Er konnte die Erregung nicht verbergen, denn er wusste, dass der Zauber seinen Zweck erfüllen würde. Er hatte sie in der Hand - alle. Politiker, Manager, Führungskräfte der Polizei, und die würden sich in den nächsten Tagen wundern, wenn er zuschlug.

»Fertig?« hauchte er, als sich Querada noch einmal bückte und seine Arme in den Schrank steckte.

»Ja, King«, erwiderte er im Hochkommen. »Es ist keine mehr vorhanden. Sie stehen alle auf dem Bord.«

»Das ist gut«, flüsterte Grenada und schob seinen Leibwächter kurzerhand zur Seite. Er wollte einen freien Blick haben und ließ ihn über die Puppen schweifen.

Der Reihe nach tastete er sie ab. Als er auf die Nachbildung der englischen Premierministerin schaute, begannen seine Augen zu glänzen.

»Auch dich habe ich in der Hand!« hauchte er. »Auch dich...«

Sein Blick glitt weiter. Konzernchefs, Männer der Wirtschaft, Industriebosse, Hochadel. Was auf der Insel Rang und Namen hatte, war unter den Puppen vertreten.

Politiker suchte er nicht, sondern einen anderen Feind. Er hatte ihn bisher kaum beachtet. Die Ereignisse jedoch zwangen ihn dazu, einen Blick auf ihn zu haben.

Da sah er die Puppe schon. Die kleinen Augen in der Fettschicht des dunkelhäutigen Gesichts leuchteten auf, als er sein Ziel erkannte. Danach hatte er gesucht, und bevor er die Puppe an sich nahm, rieb er sich die Schweißhände. Der Mann sollte in dieser Nacht noch den Tod finden.

Die Puppe konnte man als außergewöhnlich bezeichnen. Sie war ziemlich klein und trug einen Anzug. Das Gesicht war rund. Auf dem Nasenrücken saß die Brille. Der Haarschnitt war kurz, und die Augen hinter den Brillengläsern sahen aus wie erstarrte Flecken.

»Weißt du, wer das ist?« fragte King Grenada und zeigte seinem Leibwächter die Puppe.

»Nein.«

»Einer unserer härtesten Gegner. Ich kann ihn mit mir vergleichen, obwohl mich das anwidert, aber auch er sitzt wie die Spinne im Netz und zieht seine Fäden. Ein sehr gefährlicher Mann...«

»Sinclair ist es nicht.«

»Nein, der ist jünger. Aber dieser Mann hat mit dem Geisterjäger unmittelbar zu tun. Er ist sein Chef und hört auf den Namen Sir James Powell!«

Querada erwiderte nichts. Er schaute nur und hüstelte leicht. »Ich kenne ihn nicht.«

»Das ist nicht schlimm. Du wirst ihn noch kennen lernen Aber nur als Toten!« King Grenada lachte hoch, schrill und widerlich. Es bereitete ihm eine große Vorfriede, den Mann derart zu quälen. Dies

geschah aus der Ferne, er würde ihn gar nicht sehen, aber dieser verdammte Superintendent würde es spüren, unendliche Qualen erdulden, minutenlang sollte er sich vor Schmerzen wälzen, bevor der Tod ihn dahinraffte.

King Grenada leckte seine dicken Lippen. Ein kleines, rosiges Stück Fleisch huschte dabei aus dem Lippenspalt und geriet in kreisende Bewegungen. Währenddessen holte er eine Nadel aus den Taschen seines Gewandes hervor.

Sie war besonders kostbar und speziell für ihn angefertigt. Die Nadel bestand nicht aus Metall, sondern aus hauchdünn geschnittenem Holz, bruchsicher, und an ihrem Ende spitz zulaufend.

Auf dem linken Handteller ließ der Mann die Puppe liegen. Die Vorderseite war ihm zugewandt, und über Kings Lippen huschte ein böses Lächeln. Er runzelte die Stirn.

»Hättest du nicht auch Sinclair als Puppe nachbilden können?« Querada wagte eine Zwischenfrage.

»Nein, er steht nur in der zweiten Reihe. Wir erledigen ihn nebenbei. Die anderen sind mir wichtiger.«

»Wie du meinst, King!«

Grenada nahm genau Maß. Er runzelte die Stirn, als er die Spitze der Nadel allmählich dem Puppenkörper näherte.

Die dicken Lippen des Mannes schoben sich vor. Noch stärker weiteten sich die Augen, an seinem Mund bildeten sich kleine Speichelbläschen. Er fühlte sich wie unter Strom stehend. Die Erregung ließ sich einfach nicht wegleugnen.

Die Spitze bekam Kontakt.

Der King kicherte. Jetzt hätte er eigentlich zustoßen können, denn die Nadelspitze befand sich in Höhe des Herzens. Aber er wollte genießen. Langsam sollte der Sir sterben. Tausend Tode leiden. Und so drückte er nur allmählich die Voodoo-Nadel tiefer in den Körper.

»Du bist der erste«, flüsterte er. »Du wirst es jetzt bekommen, Sir

Bill Conolly und Suko waren ebenso entsetzt wie ich. Das hatten wir noch nie erlebt. Vor unseren Augen war Sir James zusammengebrochen, und alle Anzeichen deuteten bei ihm auf ein totales Herzversagen hin, an dessen Ende nur eines stand. Der Tod!

Sir James hatte es stets am Magen gehabt, er war kein hundertprozentig gesunder Mensch gewesen, doch mit dem Herzen hatte er nie Last gehabt. Und dort hatte es ihn erwischt.

Für mich ein Rätsel, gleichzeitig auch eine Sache, die keinen natürlichen Grund besaß. Deshalb reagierte ich blitzschnell und sicher. Wenn ich Sir James retten wollte, gab es nur eine Möglichkeit. Ich musste mein Kreuz einsetzen. Bevor Bill und Suko irgendeine Art von Initiative ergreifen konnten, sprang ich über den Schreibtisch, wobei ich mich auf der Platte mit einer Hand abstützte. Dass einige Gegenstände auf dem Boden landeten, störte mich nicht weiter, und fast wäre ich noch auf meinen Chef gesprungen. Ich konnte soeben die Beine ausbreiten. Er schrie. Es waren abgehackte Schreie, die aus seinem Mund drangen. Die Lippen schimmerten schon bläulich. Auf der Haut lag der kalte Schweiß wie eine Fettschicht. Es ging ihm schlecht. Das Kreuz ließ ich auf ihn fallen. Es traf seine Brust, und für einen Moment leuchtete es auf. Ein kurzes Blitzen, das mir bewies, genau richtig gehandelt zu haben.

Ich kam mir vor wie ein Exorzist, ein Teufelsaustreiber, und es gelang mir tatsächlich, das Böse oder den fernen Voodoo-Schrecken aus dem Körper des Superintendenten zu treiben.

Von einer Sekunde zur anderen entspannte sich das Gesicht des Mannes. Ein Zeichen, dass die Schmerzen nachgelassen hatten, wenn nicht sogar ganz verschwunden waren.

Er ließ die Arme sinken. Dabei blieb er auf dem Rücken liegen und atmete heftig. Das Kreuz ließ ich auf der Brust liegen und schaute

meine Freunde an.

Ihre Gesichter waren ebenso blass wie das meine.

»Verdammt!« flüsterte Bill. »Das war im letzten Augenblick.«

Unwillkürlich tastete er dorthin, wo sein Herz schlug. Der Ausdruck in Bills Augen sagte mir, dass auch er Angst vor einem ähnlich schlimmen Zwischenfall hatte.

Und diese Furcht war berechtigt. Wenn der unheimliche Gegner ebenfalls Puppen von uns besaß, konnte er uns ebenfalls erwischen, wobei ich allerdings durch das Kreuz geschützt war, wenn ich es bei mir trug. Momentan lag es noch auf der Brust unseres Chefs.

»Das hätte wirklich ins Auge gehen können«, kommentierte Suko. »Ich schätze, dass es Zeit wird und wir uns mal näher mit diesem großen King befassen.«

Der Meinung war ich auch.

Wir hörten Sir James prustend atmen. Ächzend versuchte er, sich aufzurichten. Seine Züge waren verzerrt, die Haut noch immer blass und bleich. Ich nahm das Kreuz wieder an mich, während Bill und Suko dem Superintendent halfen, auf die Beine zu kommen.

Er schaute uns an. Die Augen besaßen noch immer einen trüben Glanz, und der Schweiß lag auf seinem Gesicht. So ganz konnte er nicht begreifen, was geschehen war, überwand sich jedoch zu einer Frage, die er an uns richtete.

»Es war schrecklich. Urplötzlich bekam ich es mit«, flüsterte er. »Verdammt, was ist das nur gewesen?«

»Man hat Sie aufs Korn genommen, Sir«, erklärte Suko und nickte zu seinen Worten.

»Grenada?«

»Wir müssen damit rechnen.«

Sir James schaute uns an. »Das war Voodoo, nicht wahr?« Er schüttelte den Kopf. »Und wenn Sie nicht gewesen wären, dann...«

»Es war John«, erklärte Bill unseren Chef auf. »Er hat mit seinem

Kreuz eingegriffen.«

»Stimmt das?«

Da Sir James sich an mich gewandt hatte, nickte ich.

»Dann verdanke ich Ihnen mein Leben, John.«

»Sir, so dürfen Sie das nicht sehen. Ich meine...«

»Doch, John. Reden Sie nicht um den heißen Brei herum. Ich weiß es genau.« Er reichte mir die Hand. Es war ein fester Druck. Der sagte mehr als Worte.

Bill Conolly nickte. »Dann wissen wir wenigstens, was uns erwartet. Es kann hart werden.« Da hatte mein Freund ein wahres Wort gesprochen. Ich war der Meinung, den Plan zu ändern. Die anderen schauten mich an.

Sir James trank einen Schluck Wasser. Es ging ihm allmählich besser.

»Sie würden also dafür plädieren, John, sofort anzugreifen.«

»Wenn ich das Wort angreifen sehr weit fasse, stimme ich Ihnen zu, Sir.«

»Wir haben dennoch keine Beweise.«

»Und die Aussage des Taxifahrers?«

»Reicht dem Richter nicht. Gerade bei den Farbigen reagiert die Justiz in der letzten Zeit sehr allergisch. Was immer vorgefallen ist, wir müssen Acht geben.«

Die Meinung vertrat ich ebenfalls.

Ich wollte auch die meiner Freunde wissen. Suko reagierte vorsichtig.

»Ich finde, dass wir es bei dem alten Plan belassen sollten. Mitternacht ist vorbei, der nächste Tag angebrochen. Ob wir jetzt noch etwas erreichen können, ist mehr als fraglich, so sehe ich es.«

»Und nicht einmal schlecht«, mischte sich Bill ein.

»Zudem ist von der folgenden Nacht gesprochen worden«, mischte sich auch Sir James ein. »Es bleibt so«, entschied er. »Wir greifen

jetzt noch nicht ein. Allerdings werde ich mich mit dem zuständigen Minister in Verbindung setzen. Wir müssen das Aufgebot bekommen, allein können Sie da kaum etwas anrichten. Überlegen Sie mal, wie viele Personen in dem Gebäude wohnen. Da stehen Sie auf verlorenem Posten. Ziehen wir aber einen Ring um den Bau, sieht alles anders aus.«

»Man müsste wissen, wie groß die Anzahl der lebenden Toten ist«, meinte Suko.

»Das kann man doch herausfinden«, sagte Bill. Die Ansicht vertrat ich ebenfalls.

»Und wie?« wollte unser Chef wissen.

Ich lächelte schmal, als ich vor der Antwort auf der Schreibtischkante meinen Platz fand. »Ganz einfach, Sir. Indem wir es im Alleingang versuchen.«

Der Superintendent verzog das Gesicht. »Nicht schon wieder«, wehrte er ab. »Wir haben vorhin von einem Großaufgebot gesprochen, das das Haus umzingeln soll.«

»Wobei das eine das andere nicht ausschließt«, bemerkte ich. Sir James schaute mich an. Aus der Schweißschicht auf seinem Gesicht hatten sich Tropfen gebildet. Er litt auch weiterhin unter den Folgen, aber er riss sich zusammen.

»Gut«, sagte er und nickte. »Arbeiten Sie gemeinsam einen Plan aus. Ich kümmere mich um den Großeinsatz. Und noch etwas, um das ich Sie bitten möchte. In zwei Tagen muss die Sache erledigt sein. Da will ich keinen King Grenada und keinen Voodoo in London mehr haben.«

»Wir werden uns bemühen, Sir.« Sehr optimistisch klang meine Stimme allerdings nicht.

Obwohl King Grenada die Nacht über kein Auge mehr zugetan hatte, war er am anderen Morgen nicht schlechter Laune. Er hockte

wie ein fatter Fleischkloß in seiner Badewanne und ließ sich von zwei dunkelhäutigen Mädchen waschen.

Sie trugen nur Lendenschurze, als sie ihm, ihrem Meister, den Rücken einseiften. Die Mädchen waren noch jung. Ihre kecken Brüste hüpfen im Rhythmus der Waschbewegungen, und so manches Mal grapschte der King mit seinen Wurstfingern nach den kleinen Halbkugeln. Die Mädchen taten dann immer erschreckt und kicherten auf, was dem Fettkloß gefiel.

An der Tür lehnte Querada. Diesmal war seine Waffe zu sehen. Dem großen Tag entsprechend hatte er ein Schnellfeuergewehr über seine Schulter gehängt. King Grenada traute keinem. Nicht einmal den Mädchen, die ihn wuschen. Deshalb der Begleitschutz.

»Braust mich ab!« befahl er und schaute zu, wie eines der Mädchen nach dem mit Gold überzogenen Brausearm griff.

Das Wasser musste eine bestimmte Temperatur haben, die Mädchen wussten das.

Aus dem hellen Schaum ragte er wie ein Denkmal hervor. Querada schaute auf den Rücken seines Chefs und sah vor sich ein gewaltiges Gebilde, an dem nicht einmal Muskeln zu erkennen waren, weil die Schicht einfach zu dick war.

»Es reicht!« sagte der King und schüttelte sich. Sofort hängten die Mädchen den Brausearm wieder ein und fassten ihren Chef unter. King Grenada gab sich selbst Schwung, so gut es möglich war, und er wurde schwerfällig in die Höhe gehoben. Da stand er nun in der Wanne, bot eine lächerliche Figur. Der fette Bauch wölbte sich so weit vor, dass er seine eigenen Füße nicht sehen konnte.

Querada kam mit dem weißen Handtuch, während die Mädchen dem King aus der Wanne halfen. Wie ein Buddha wickelte er sich in das Handtuch ein und stöhnte genussvoll, als die beiden Mädchen damit begannen, ihn abzureiben.

Dabei redete der King mit seinem Leibwächter. »Ich habe

nachgedacht«, sagte er.

»Worüber, King?«

»Darüber, dass es in der Nacht nicht geklappt hat. Dieser verdammte Sir James Powell lebt.«

»Und zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen, King?«

»Dass irgend etwas gestört haben muss.«

Querada schwieg. Er kannte sich im Bereich des Voodoo-Zaubers nicht besonders aus. Die Theorie war für ihn Neuland. Er erlebte immer nur die grausame Praxis.

»Du hast keine Ahnung, wie?« Querada schüttelte den Kopf. Der King ließ seine Schulter abreiben und lehnte sich dabei zurück.

»Dann will ich es dir sagen. Da hat irgend jemand einen Gegenzauber aufgebaut.«

»Gegen Sie?« fragte Querada erstaunt.

»Ja.«

»Wer wagt so etwas?«

Der Fettwanst lachte leise. »Kannst du dir das nicht denken? Sinclair, der Geisterjäger.«

»Dann wird es Zeit, dass wir ihn killen.«

»Und wie?«

Querada klopfte auf seinen Gewehrlauf. »Damit schaffe ich ihn. Die Kugeln werden ihn zerreißen. Mit dem Gewehr kann ich auch einen Elefanten töten.«

»So etwas brauchst du auch für diesen Hund«, gab King Grenada ihm recht. Der Leibwächter grinste nur.

Grenada aber dachte an Sinclair. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Unsichtbar spürte er diesen verfluchten Geisterjäger zwischen seinen Pranken, und er stellte sich vor, wie es sein würde, wenn er ihn zerdrückte.

Ganz langsam und innig...

Die Fettschicht in seinem Gesicht wackelte, während gleichzeitig

die flinken Finger der Mädchen über seinen Körper huschten, ihn nicht nur abtrockneten, sondern ihn gleichzeitig massierten. Die Mädchen wussten genau, wo sie zu drücken hatten, doch der King wollte plötzlich nicht mehr. Unwillig schüttelte er seinen Kugelschädel.

»Haut ab!« fuhr er die beiden an.

Sofort stoppten die Mädchen. Man konnte überhaupt nicht so schnell schauen. Wie Schatten huschten sie zur Tür, die Querada sofort freigab.

»Was ist los, King?« fragte der Leibwächter.

»Nicht viel.«

»Sie dachten an Sinclair, wie?«

Grenada hob den Kugelschädel. »Du hast recht, ich dachte an ihn, und ich stellte mir vor, wie es ist, wenn ich ihn zwischen meine Finger bekomme. Aber das sind alles Wunschträume, ich weiß.«

»Nicht mehr lange.«

Grenada schüttelte sich. Das Badetuch war von seinen massigen Schultern gerutscht. Er saß im Freien und fror dementsprechend. »Gib mir den Mantel!«

Querada gehorchte. Er nahm den dunkelroten Bademantel vom Haken und brachte ihn seinem Chef. Der stand auf.

Sein Leibwächter hing ihm den Mantel über die Schulter. Er besaß einen Spezielschnitt, damit der Fettwanst ihn auch über dem Bauch zubekam. Lässig knotete er ihn fest. »Komm mit«, sagte der King zu Querada und steuerte eine Tür an, hinter der das Ankleidezimmer lag. Es war prächtig ausgestaffiert worden. Wer den Kasten von außen sah, hätte nie für möglich gehalten, dass sich hinter diesen Mauern derartige Zimmer befanden.

Der King liebte Seidentapeten. Sie besaßen einen matten Glanz. Der Schrank bestand aus einem kostbaren Holz. Die Türen waren schon geöffnet worden, und Grenada begann zu suchen. Er entschied sich

für einen Anzug. Die seidenen Gewänder ließ er hängen. Mit ihnen konnte er sich nur im Haus sehen lassen. Draußen war es viel zu kalt. Das Hemd war so weit geschnitten wie bei einem normalen Menschen der Mantel. Dunkelrot schimmerte der Stoff. Dazu zog Grenada einen schwarzen Anzug an. Die Jacke besaß Überlänge und ließ sich fast bis zum Kragen hin zuknöpfen.

Jetzt war er zufrieden. Seinen Voodoo-Stab hatte er ebenfalls mitgenommen. Er hielt ihn in der rechten Hand, schaute noch einmal in den kostbaren, deckenhohen Spiegel und drehte sich um.

»Wir werden in den Keller gehen«, sagte er zu seinem Leibwächter.

»Natürlich, King.«

»Du weißt, was bevorsteht?«

Querada nickte. Wohl war ihm bei der Sache nicht. An diesem Tag sollten die Zombies ihrer Aufgabe zugeführt werden. Obwohl es drei weniger geworden waren, gingen die beiden Männer davon aus, dass London bald eine Überschwemmung der lebenden Toten erlebte.

»Sind die Trommler bereit?« fragte der King.

»Ja.«

»Dann lass uns gehen!«

Querada öffnete seinem Chef die Tür. Der King schob sich über die Schwelle. Auf seinen dicken Lippen lag ein leichtes Grinsen, die Augen glitzerten, er stand dicht vor seinem großen Triumph, und er würde sich auch von keinem aufhalten lassen.

Mit dem Fahrstuhl ging es in die Tiefe. Weder Querada noch der King redeten. Es gab nichts mehr zu sagen, alles lief nach einem genau ausgeklügelten Plan ab.

Der Keller nahm sie auf. Ein Unterschied wie Tag und Nacht im Vergleich zur Wohnung. Dort oben die Pracht, hier unten die kahlen Betonwände. Querada schüttelte sich, als er an die nahe Zukunft dachte. Er gehörte nicht zu den Menschen, die unbedingt auf die

Zombies setzten, aber er hütete sich gleichzeitig, dagegenzusprechen. Wenn sie ihn allerdings angriffen, würde er schießen.

Das automatische Schnellfeuergewehr, das er trug, war bekannt für seine Zuverlässigkeit. Zudem konnte er ausgezeichnet schießen und auch gut treffen.

Er öffnete King die Tür.

Grenada schritt hindurch wie ein König. Den Kopf hatte er in die Höhe gehoben, sein Blick war starr auf die Gitter gerichtet, hinter denen die Zombies lagen, standen oder fielen. Jedenfalls bewegten sie sich und versuchten immer wieder, das Gitter zu durchbrechen. Es hätte ewig gehalten, wenn nicht jemand gekommen wäre, um die Tür aufzuschließen.

Querada ging nicht so weit vor wie sein Chef. Sicherheitshalber blieb er ein wenig im Hintergrund stehen. Das Gewehr blieb über der Schulter. Etwas anderes hätte der King unter Umständen falsch auffassen können.

Grenada besaß den Schlüssel zur Gittertür, die das große Gestell teilte. Vorsichtig schob er ihn in das Schloss, bewegte ein paar Mal die Hand und drehte den Schlüssel erst dann herum.

Die Zombies schienen zu ahnen, dass etwas Besonderes bevorstand. Mühsam bewegten sie sich, in ihren Säcken verstaут, auf die Tür zu und fielen auch dagegen.

»Weg mit euch!« zischte der Fettkloß und öffnete die Tür. In diesem Augenblick hatte sich eine lebende Leiche auf die Knie gerichtet und von innen gegen das Gitter gedrückt. Als die Tür so heftig aufgerissen wurde, kippte auch die lebende Leiche nach vorn und dem fetten Grenada fast auf die Füße.

Er schob sie zur Seite. Dann betrat er den Käfig.

Gespannt schaute Querada zu. Er wusste ja, was kam, und war froh, dass sein Chef selbst den Job übernehmen wollte. Er schien sich wohl zu fühlen, denn er begann zu lachen, als er inmitten der

lebenden Leichen stand und sich umschaute.

Sie hatten ihn gerochen und sie bewegten sich auf ihn zu, wobei sie sich wieder gegenseitig hinderten. In den Säcken steckend und gefesselt, hatten sie sowieso Schwierigkeiten, und deshalb klatschten sie häufig zu Boden.

Grenada ergötzte sich an dem Grauen. Ein widerliches Grinsen huschte über sein fettiges Gesicht, als er unter seine Jacke griff und ein Messer hervorholte. Es besaß eine lange Klinge, die leicht gebogen war. Der King bückte sich. Mit der freien Hand bekam er den ersten Sack zu packen, zog ihn mitsamt Inhalt in die Höhe und säbelte dann die Stricke durch. Sie fielen.

Der Zombie, nun nicht mehr behindert, bewegte sich hektischer. Er beulte den Sack von innen aus, ein Betrachter konnte anhand dieser Veränderungen die Bewegungen des Untoten genau nachvollziehen, und auch der Leibwächter schaute genau hin. Dabei konnte auch er seine Faszination nicht verbergen.

Der King schnitt den Sack auf. Er fuhr einmal mit dem Messer dazwischen, und die lebende Leiche bekam den Platz, den sie brauchte. Sie kroch hervor.

Es war ein alter Neger. Er trug noch sein Totenhemd, das wie angeklebt an seinem dünnen Körper hing. Die Gesichtszüge zeigten die makabre Starre des Todes. Sie waren verzerrt und gleichzeitig schief. Auf Händen und Füßen kroch das Wesen vor, verfolgt von den Blicken des Kings erreichte es die Gitterstäbe, klammerte seine Klauen darum und zog sich mit trägen Bewegungen in die Höhe.

Der Zombie blieb stehen.

King Grenada und sein Leibwächter schauten zu. Der King lachte. Er wusste genau, dass ihm die Zombies nichts taten, denn er war ihr Meister und durch den Voodoo-Stab geschützt.

Aber da stand noch Querada. Und den sah auch der Zombie. Die lebende Leiche wusste genau, wo sich der Ausgang befand, bewegte

sich auf diese Tür zu und gelangte in den anderen Raum. Der starre Blick seiner Augen war auf den Mann an der Tür gerichtet, der ebenfalls reagierte.

Das Gewehr rutschte von seinen Schultern. Plötzlich stand Schweiß auf seiner Stirn. Querada wusste genau, dass eine erste Machtprobe zwischen ihm und den lebenden Leichen dicht bevorstand. Deshalb richtete er die Mündung auf den herankankenden Toten. Und der kam näher.

Der King griff nicht ein. Er beobachtete und schien sich sogar zu freuen.

»Ich schieße«, sagte Querada.

»Das wirst du nicht tun«, befahl der King.

»Aber der Zombie wird...«

»Stoß ihn zurück!«

Querada drehte das Gewehr. Jetzt zeigte der Kolben genau auf den herantorkelnden Toten. Noch einen Schritt weiter ließ Querada das Monstrum gehen. Dann stieß er zu.

Der Kolben traf die lebende Leiche an der Brust. Die Leiche wurde zurückgewuchtet, konnte sich nicht mehr halten, fiel zu Boden, rollte sich sofort herum und wollte wieder hochkommen.

King Grenada lachte. »Da siehst du es«, sagte er. »Es gibt Schwierigkeiten, sie auszuschalten. Du kannst sie schlagen, du kannst sie verletzen, sie werden immer wiederkommen.«

Querada hatte das Gewehr abermals gedreht. So wies die Mündung auf den Zombie. »Und wenn ich ihm in den Kopf schieße?«

»Hüte dich!«

»Aber er wird mich angreifen. Jeder greift mich an!«

»Nein.«

Zum erstenmal widersprach Querada. »King, ich habe es selbst erlebt. Gerade ist er gekommen...«

»Und er kommt wieder. Aber nur, wenn ich es will. Wenn ich

dagegenspreche, hat er keine Chance.«

»Dann tu es!« Die Stimme des Mannes klang scharf. Der lebende Leichnam hatte sich mittlerweile wieder aufgerichtet, und sein Blick pendelte sich auf das neue Ziel ein.

»Zurück!« zischte der King. »Geh wieder zu den anderen. Ich befehle es dir!«

Der Zombie blieb stehen. Er hob seinen Kopf ein wenig an und drehte ihn, so dass er auf seinen Herrn und Meister schauen konnte. Wie ein Feldherr stand der King inmitten seiner lebenden Leichen. Den rechten Arm hatte er ausgestreckt, in der Hand hielt er seinen Voodoo-Stab, und er bannte die Schreckensgestalt. Der Zombie tat tatsächlich, was ihm der King befohlen hatte. Er wandte sich ab und zeigte kein Interesse mehr an dem Menschen.

Querada atmete scharf auf. Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn und spürte die Nässe auf der Haut. In den letzten Minuten war er stark ins Schwitzen gekommen, das gab er zu.

Bisher war alles Theorie gewesen. Er hatte nicht so recht an das Phänomen der lebenden Leichen glauben wollen. Wie man sich täuschen konnte, hatte ihm der King bewiesen.

Grenada besaß tatsächlich die Macht über die lebenden Leichen. Nie hätte der Leibwächter damit gerechnet, aber es war nun mal so, und diese Erkenntnis konnte er kaum verkraften. Er sah sie als schlimm und furchtbar an, und er bekam zum erstenmal so etwas wie Angst vor dem Mann.

Querada schüttelte sich.

»Du weißt Bescheid«, erklärte der King. »Ich bin der Chef. Mir gehorchen die lebenden Leichen, und ich werde dafür sorgen, dass es auch immer so bleibt.«

»Ja...«

»Und du wirst nach draußen gehen und mich allein lassen. Sage den Trommlern Bescheid. Wenn die Zombies die Voodoo-Trommeln

hören, werden sie sich erinnern und aufgepeitscht. Sorge außerdem dafür, dass die drei Lastwagen bereitstehen, denn ich will die Toten schon einladen, damit wir sie bei Anbruch der Dunkelheit in die entsprechenden Gegenden transportieren können.«

»Wird erledigt.«

»Wenn du fertig bist, komm zurück«

»Natürlich, King.«

Querada warf einen letzten Blick auf die hinter den Gitterstäben umherfallenden und sich bewegenden lebenden Leichen, bevor er sich umdrehte und die Tür öffnete.

Er verschwand.

Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, atmete er tief durch und gleichzeitig auf. Er war einer grauenhaften Vorhölle entronnen. Bisher hatte er nie direkt mit den lebenden Toten zu tun gehabt. Auch in seiner Heimat war stets nur davon gesprochen worden, er selbst hatte sie nie zu Gesicht bekommen.

Das war nun anders. Er wusste, dass es sie gab, und Querada konnte nicht sagen, dass ihm dabei wohler war.

Er zündete sich eine Zigarette an. Was ihm nie passiert war, das sah er jetzt. Seine Hände zitterten wie die eines alten Mannes. Die äußere Beherrschung war nur Tünche gewesen. In seinem Innern sah es anders aus. Für wenige Augenblicke schloss er die Augen. Tief rauchte er Lunge, aber der Rauch beruhigte ihn nicht. Im Gegenteil, die unterschwellige Furcht blieb vorhanden.

Und so ging er. Seine Schritte waren längst nicht mehr so forsch wie zu Beginn. Er verglich sich selbst mit einer Bombe, bei der die Lunte schon brannte.

Die Trommler sollte er alarmieren. Das würde er tun. Langsam schritt er den Gang entlang. Jede Bewegung brachte ihn näher zu den Männern, die bereits Bescheid bekommen hatten und darauf warteten, eine dumpfe Begleitmusik entfesseln zu können. In einem

Kellerraum hockten sie zusammen. Es war mehr ein Verschlag. Querada konnte durch die Zwischenräume der Latten schauen, sah die dunklen Gesichter der dort Wartenden und fragte sich, ob sie auch Opfer der lebenden Leichen wurden.

Auch dachte er an die zahlreichen Menschen, die über ihm lebten. Da konnten die Zombies aus dem Vollen schöpfen. Zwar hatte King Grenada dies nicht vor, aber er war auch bekannt für seinen Jähzorn und konnte seine Meinung innerhalb einer Sekunde radikal ändern. Da musste man bei ihm auf alles gefasst sein.

Querada öffnete und nickte den Männern zu. »Es ist soweit«, sagte er. Die fünf erhoben sich. Die Trommeln waren vor ihren Körpern befestigt. Die Stöcke hielten sie in der Hand.

Als die Männer Querada passierten, warf er einen Blick auf die Trommeln. Die Bespannung bestand aus einem seltsamen Material. Es ging das Gerücht, dass es sich dabei um Haut handeln sollte. Bestätigt worden war dies nie.

»Verteilt euch im Flur«, ordnete Querada an »und tut eure Pflicht, wie man euch befohlen hat.«

Stumm kamen die Männer der Aufforderung nach. Sie waren allesamt dunkelhäutig, hatten das Trommeln bis zur Perfektion entwickelt und würden nun ihren ersten großen Auftritt erleben. Querada überwachte die Aufstellung.

Er schaute zu, wie sich die Trommler an den Wänden aufstellten. Versetzt standen sie da, die Arme angewinkelt, und aus ihren Fäusten schauten die Trommelstöcke.

Querada hob den Arm. »Jetzt«, sagte er und ließ die Hand nach unten fallen.

Die fünf Männer begannen zur gleichen Zeit, als wäre alles genau einstudiert worden. Im nächsten Augenblick hallte der dumpfe Trommelklang durch den Gang. Er steigerte sich von Sekunde zu Sekunde und erfüllte bald den gesamten Keller mit seiner dumpfen

Über Nacht hatte es einen Witterungsumschwung gegeben. Die Temperaturen waren bis über den Gefrierpunkt geklettert. Das allein hätte uns nicht weiter gestört. Leider fiel auch Regen aus dem wolkenverhangenen Himmel. Er legte sich auf den gefrorenen Boden nieder, und dies führte zur Bildung des Glatteises. London wurde zu einer Rutschfalle. Zwar waren Streudienste in Alarmbereitschaft versetzt worden, doch sie konnten nicht so schnell eingreifen und so effektiv arbeiten, wie es nötig gewesen wäre. London besitzt Tausende von Straßen. Sie alle sollten gestreut werden, was ein Ding der Unmöglichkeit war. So konzentrierte man sich zunächst auf die Hauptstraßen und ließ die Nebenstraßen außer Acht. Suko und ich hatten den Rest der Nacht in unseren Wohnungen verbracht. An Schlaf hatte ich zwar gedacht, diesen Gedanken jedoch nicht in die Tat umsetzen können. Zu stark lastete der Druck der Verantwortung auf uns. Wir ahnten, dass in London eine Bombe tickte, und ich fühlte mich am Morgen, als ich unter der Dusche stand, dementsprechend gerädert.

Auch die Wechselbäder schafften die Müdigkeit nicht aus meinen Knochen. Wenn ich mich hingelegt hätte, hätte ich dennoch nicht schlafen können. Ich war innerlich zu aufgeregt und stand wie unter Strom.

Ins Büro fuhr ich natürlich nicht mehr. Es war abgemacht worden, dass wir direkt unser Ziel ansteuerten.

Ich vernahm die Nachrichten aus dem Radio. Und die hörten sich nicht gerade gut an. In London war es wegen des Glatteises zu einem perfekten Chaos gekommen. Vorsichtigen Schätzungen nach zu urteilen konnte es bis zum Nachmittag dauern, bevor man das Chaos einigermaßen unter Kontrolle bekam. Es lief praktisch nichts mehr, und wer laufen oder fahren wollte, der musste rutschen. Bill rief

mich an. Er war zu Hause geblieben und hatte vorbeikommen wollen, doch das Glatteis machte diesen Vorsatz zunichte.

»Der Wettergott steht auf Seiten unserer Gegner«, fluchte er. »John, ich komme hier nicht weg. Nicht mal bis zum Zaun. Das ist alles spiegelglatt.«

»Dann lass es bleiben.«

»Aber es war abgemacht...«

»Du musst umdenken, Bill. Wir sitzen ebenfalls fest, und dem Großaufgebot an Polizisten wird es nicht anders ergehen. Auch wir müssen die Folgen tragen.«

»Wann wollt ihr los?«

»Keine Ahnung. Hast du die Radiodurchsagen gehört?«

»Ja.« Bills Antwort klang brummig. »Man rechnet erst am Nachmittag damit, dass sich das Chaos auflöst.«

»So ist es, mein lieber Bill. Deshalb werden auch wir zu Hause bleiben.«

»Ruft ihr denn an, wenn es losgeht?«

»Schon.«

»Gut, bis später.«

Bill hatte kaum aufgelegt, als der Apparat klingelte. Sir James wollte etwas von mir.

»Lassen Sie Ihre Leitung nicht immer so lange besetzt!« motzte er mich an.

»Schon gut, Sir.« Der Alte hatte schlechte Laune, und das konnte ich sehr gut verstehen.

»Ich möchte auf den Großeinsatz zurückkommen«, sagte mein Chef.

»Es sieht nicht gut aus.«

»Das Wetter...«

»Auch«, gab Sir James zu. »Aber meine Befürchtungen trafen zum Teil ein. Der Raub am Airport hat Vorrang. Ich bekomme nicht die Anzahl Männer, die ich haben wollte.«

»Wie viele denn, Sir?«

»Die Hälfte.«

»Das ist immerhin etwas.«

»Oder auch nicht, wenn man das Glatteis dazurechnet. Tut mir leid, da kann ich nichts ändern.«

»Das heißt, Suko und ich müssen uns allein durchwursteln.«

»So ungefähr. Und erst einmal abwarten, bis das Glatteis einigermaßen unter Kontrolle ist.«

»Das dauert uns eigentlich zu lange.«

Sir James lachte. »Kann ich verstehen, aber was wollen Sie machen, John?«

»Es vielleicht trotz allem versuchen.«

»Und dann im Graben landen?«

»Das nicht gerade...«

»Lassen Sie es sein. Warten Sie den Nachmittag ab. Das ist übrigens ein Befehl, John Sinclair!«

Ich schluckte. »Sir, ich habe verstanden.« Damit war auch unser Gespräch beendet.

Himmel, der Alte hatte sich und auch mich geärgert. Seine Laune glich schon einer Depression, doch ich konnte nichts dagegen tun und musste nur warten.

Ich ging rüber zu Suko. Dort stand das Frühstück für mich bereit. »Wir wollten gerade anrufen«, sagte Shao.

Ich winkte ab. »Es hat keine Eile. Überhaupt hat nichts Eile«, murmelte ich und nahm Platz.

»Wieso nicht?«

Ich berichtet Suko von meinem Gespräch mit Sir James. Der Inspektor bekam ein langes Gesicht und begann zu schimpfen.

»Was regst du dich auf?« unterbrach Shao ihren Freund. »Sei froh, dass ihr bleiben könnt. Denkt nur an das Glatteis.«

»Das hätten wir auch...«

»Ja, ihr wärt hingeschlittert.«

Ich sagte nichts darauf. Auch Suko schwieg. Und so frühstückten wir. Uns Männern schmeckte es nicht so recht. Ohne darüber zu sprechen, war klar, dass sich unsere Gedanken um völlig andere Probleme drehten. Wir dachten an die Dinge, die in der Schwebelagen. Voodoo in London. Und die Folge davon waren lebende Leichen, Zombies. Als ich auflachte, schauten mich meine Freunde erstaunt an.

»Hast du dir selbst einen Witz erzählt?« fragte Suko.

»Nein, aber ich musste soeben an die Zombies denken, die ja auch bei Glatteis ihre Schwierigkeiten haben.«

Jetzt lachte auch Suko. »Zombies und Glatteis. Wenn es nicht so ernst wäre, könnte man es sogar als Slapstick-Komödie bezeichnen.«

Shao schüttelte ihren Kopf. »Ich warne lieber«, sagte sie und schenkte Kaffee nach.

Eine halbe Stunde später standen Suko und ich in der Halle und gingen nach draußen. Der Portier kam und warnte uns. »Es ist nur vor dem Haus gut gestreut worden. Die Straßen dagegen sind spiegelglatt. Sie können nicht mit dem Wagen fahren. Ich habe schon ein paar Mal gehört, dass es gekracht hat.«

Wir gingen trotzdem nach draußen. Auf dem Weg war das Eis tatsächlich getaut. Als wir sein Ende erreichten, sahen wir die Glätte auf der Straße.

Wind war aufgekommen und peitschte uns den dünnen Sprühregen ins Gesicht. Ich machte trotzdem den Versuch, ging ein paar Schritte und wäre fast gefallen.

Suko stand in sicherer Entfernung und lachte. »Wer auf Eiern läuft, sollte nicht tanzen«, bemerkte er spöttisch.

»Recht hast du.« Sehr vorsichtig ging ich zu meinem Partner zurück und erreichte ihn sicher.

Wir waren einsichtig. Es hatte tatsächlich keinen Zweck, jetzt

loszufahren. Ziemlich deprimiert gingen wir wieder zurück, um auf den Nachmittag zu warten.

Shao hatte eine Idee. »Wie wäre es, wenn ihr einen Hubschrauber nehmt?«

Perplex schauten wir sie an. »Das ist es«, sagte Suko.

»Aber wo soll der landen?« fragte ich.

»Auf dem Dach!« Shao zeigte in die Höhe.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das Dach ist dafür nicht geeignet, das weiß ich genau.«

»Wir könnten über eine Leiter einsteigen.«

Ich versuchte es und setzte mich mit Sir James in Verbindung. An diesem Tag lief auch alles schief. Sämtliche Hubschrauber befanden sich im Einsatz, und so blieb uns nichts anderes übrig, als weiterhin auf bessere Zeiten zu warten.

Die Stunden vergingen quälend langsam. Wir versuchten, uns mit Schach die Zeit zu vertreiben. Es klappte nicht. Für dieses Spiel brauchte man Ruhe, die hatten wir nicht.

Gegen Mittag beruhigte sich die Lage allmählich. Die Radiodurchsagen lauteten schon optimistischer. Wenigstens die Hauptverkehrsstraßen hatte man eisfrei bekommen. In den Nebenstraßen allerdings sah es ziemlich mies aus.

Bill rief an. In seiner Gegend sah es noch katastrophal aus. Er konnte nicht raus.

»Wir versuchen es allein«, sagte ich ihm.

»Wisst ihr denn, wo sich das Gebäude befindet?«

»Das ist eine Kleinigkeit.«

»Dann viel Glück.« Er wünschte es uns zähneknirschend. Die Waffen lagen bereit. Auch nahm ich meinen Bumerang mit. Wir verabschiedeten uns von Shao. Die Chinesin war blass geworden. Sie presste sich eng gegen Suko, während ich schon an der Tür stand. Der Inspektor kam nach. In der Tiefgarage wunderten wir uns

darüber, dass fast alle Parkboxen noch belegt waren. Die Menschen hatten es vorgezogen, ihre Fahrzeuge stehen zu lassen.

Die Auffahrt war gestreut worden. Wir kamen gut hoch und auf den Hauptstraßen ging es einigermaßen. Zum Glück waren die Brücken ebenfalls frei. Wir nahmen die Lambeth Bridge, um auf die andere Seite der Themse zu gelangen.

Da wurde es allerdings kritisch. In diesem Gebiet hatte man nicht gestreut. Je mehr wir uns dem eigentlichen Ziel näherten, um so schmaler wurden die Straßen.

Wenn Wagen unterwegs waren, lenkten die Fahrer sie sehr vorsichtig. Dennoch war es zu Unfällen gekommen. Auch wir rutschten ein paar Mal, es ging zum Glück alles glatt.

Sir James wusste Bescheid. Suko, der links neben mir saß, telefonierte ein paar Mal während der Fahrt. Seinen anschließenden Berichten entnahm ich, dass die Ersatzreserve sich auf den Weg machte. Sir James hatte persönlich die Leitung übernommen.

Es verging eine Stunde. Die zweite brach an, wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, da wir nicht schneller fahren konnten, als ein Fußgänger ging.

Über London hing ein bleigrauer Himmel. Die dicken Wolken entließen den Regen, der weiterhin als Sprüh auf die Erde fiel. Kinder hatten ihren Spaß. Auf den Gehsteigen sahen wir zahlreiche Schlitterbahnen, die mit großem Hallo benutzt wurden.

Eine zweite Stunde verging, als wir schließlich unser Ziel sahen. Noch nie zuvor hatte ich dieses Haus gesehen. Es wirkte wie eine gewaltige Kaserne. Graue Mauern, als Klotz gebaut, mit zahlreichen Fenstern versehen.

»Da hat man wirklich reingepfercht, was eben nur ging«, kommentierte Suko. Ich gab meinem Partner Recht.

Wir fuhren zwar über eine Straße, asphaltiert war sie leider nicht. Mehr ein besserer Schotterweg. Man hatte auch so etwas wie einen

Parkplatz errichtet. Jedenfalls sahen wir einige Wagen, die nahe des Gebäudes abgestellt worden waren. Fahrzeuge, die aus den Staaten importiert worden waren. Protzige Cadillacs, mal ein alter Lincoln, auch ein deutscher Mercedes, allerdings nicht das neueste Baujahr. Suko schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte ich ihn, als ich meinen Bentley allmählich ausrollen ließ.

»Das sieht mir nach Zuhälter aus.«

»Was?«

»Die Autos.«

»Da kannst du recht haben, Alter. Aber deswegen sind wir nicht gekommen.«

»Leider.«

Ich verstand Suko. Auch ich hätte es lieber gesehen, wenn uns eine andere Aufgabe hergeführt hätte.

Wir stiegen aus. Kaum hatte ich den Wagenschlag geöffnet, sah ich es schon glitzern. Auch hier war das Eis nicht getaut. Es hatte natürlich niemand gestreut, wir mussten sehr vorsichtig sein. Ich schloss den Wagen ab, blieb neben ihm stehen und schaute mich um. Etwas wunderte mich. Nicht einmal Kinder spielten. Das war für diese kinderreiche Gegend unnormal. Es schien, als wäre dieses Gebiet zu einem Areal der Tabus erklärt worden, so seltsam war alles, unnatürlich ruhig. Niemand kam auf uns zu, keiner sprach uns an, dennoch wurden wir beide das Gefühl nicht los, aus zahlreichen Augen beobachtet zu werden.

Wir parkten höher, als das Haus stand, und gingen über eine Treppe zum Eingang runter. Die Stufen waren vereist. Von dieser Treppe hatte uns auch Mac berichtet. Er war über sie geflohen.

Wir schafften sie, ohne auszurutschen. Noch immer war kein Mensch zu sehen, aber die Tür war nicht geschlossen. Suko drückte sie auf. Wo der Keller lag, wussten wir ebenfalls aus Erzählungen.

Da wollten wir uns eigentlich hinwenden, doch zuvor mussten wir die vier Männer überwinden, die die volle Breite des Flurs einnahmen und uns kalt entgegengrinsten...

Querada schaute in die stoischen Gesichter der Trommler und glaubte daran, dass diese Menschen unter Drogen standen. In ihren Mienen bewegte sich nichts. Sie dachten nur an ihre Aufgabe und schlugen die Stöcke auf die straff gespannte Haut der Trommeln. Obwohl Querada selbst von den Bahamas stammte, lebte er schon so lange in London, dass er diese rhythmische Musik nicht mehr mochte. Sie ging ihm sogar auf die Nerven, er begann sie zu hassen, nur konnte er nichts gegen sie tun.

King Grenada hatte ihm den Befehl gegeben, und danach musste er sich richten.

Der Gang und auch das weitere Areal des unheimlich wirkenden Kellers waren von den dumpfen Klängen erfüllt. Sie sollten die Toten locken, sie aus den Gräbern holen, denn so beschrieb es die magische Vorschrift. Querada hatte das Gewehr nicht mehr über seine Schulter gehängt. Er hielt es in den Händen. Die Mündung schaute schräg zu Boden. Öfter blickte er auf die geschlossene Tür am Ende des Ganges. Er wusste, was sich hinter ihr abspielte, doch er wollte es nicht sehen. Der King sollte mit seinen lebenden Leichen allein bleiben. Von einem Augenblick zum anderen verstummten die Trommeln. Ein letztes Echo schwang noch durch den Keller, danach herrschte Ruhe. Bisher war Querada auf-und-abgewandert, nun stoppte er, atmete tief durch und starrte die Tür an.

Auf seinem Rücken hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Er bewegte sich nicht mehr. In seinem Mund sammelte sich der Speichel, und er schluckte ihn nicht herunter.

Sekunden vergingen. Die Stille zerrte an seinen Nerven. Querada überlegte, ob er nachschauen sollte, dazu kam er nicht mehr, denn die

Tür wurde von innen geöffnet. Gerade so weit, dass sich ein Mensch hindurchschieben konnte. Im Spalt erschien das Gesicht des Kings. Zu einem Grinsen war es verzogen, und er lachte plötzlich geifernd, als er Querada zu sich heranwinkte.

»Komm her. Du darfst sie sehen!«

Der Leibwächter wusste, dass Widerspruch zwecklos war. Mit »weichen« Knien setzte er sich in Bewegung. Dafür umklammerten seine Hände hart das automatische Gewehr.

Der King öffnete die Tür weiter. Jetzt konnte auch Querada über die Schwelle gehen, tat dies und stand in dem Verlies, in dem die Zombies lauerten.

Mit dem Anblick hätte er eigentlich rechnen müssen, dennoch zeigte er sich geschockt, als er die zahlreichen lebenden Toten sah, die nun frei waren.

Man konnte sie als eine Truppe des Grauens, als eine kleine Armee des Schreckens bezeichnen. Nein, gegen sie hatten die Menschen keine Chancen, wenn sie unbewaffnet waren.

Der King stand dort, wo auch die Fotos an der Wand hingen. Er hatte seinen massigen Körper gegen die Vitrine gelehnt, und um seine Lippen zuckte ein Lächeln. Den Voodoo-Stab hielt er in der rechten Hand, und Querada erkannte das seltsame Glühen der Köpfe.

Sie hatten ihre Magie ausgespielt und schützten auch den, der über die lebenden Leichen befahl.

»Schau sie dir an«, sagte der King. Er genoss es, die Beklemmung seines Leibwächters zu erleben.

Die lebenden Leichen standen nie still. Sie gingen, wankten, torkelten, fielen hin, standen wieder auf und näherten sich der Tür, ohne sie allerdings zu durchschreiten. Bestimmt hatte ihnen der King noch keinen entsprechenden Befehl erteilt.

Auch Querada wurde nicht angegriffen, da hielten sich die Zombies stark zurück.

Zwischen ihnen befanden sich die absurdesten und schrecklichsten Geschöpfe. Leichen, die sich bewegten, ansonsten schon Spuren von Verwesung zeigten. Ein widerlicher Gestank schwängerte den Raum. Knochensplitter schauten aus manchen Gesichtern hervor. Andere Körper zeigten Messerwunden oder Kugeleinschläge.

Die Haut der meisten war gelblich, zum Teil mit dunklen Flecken übersät und an manchen Stellen schon gerissen.

Eine Armada des Grauens befand sich in diesem Kellerraum. Und sie war bereit, London zu überschwemmen.

»Na, wie gefällt dir das?« fragte King Grenada.

»Ich bin beeindruckt«, gab der Leibwächter zu.

»Mehr nicht?«

Querada hob die Schultern und verzog die Mundwinkel. Im Hals spürte er einen trockenen Geschmack. Die Handflächen waren feucht. Sie schmierten auf dem Kolbenholz der Waffe. »Was soll ich noch dazu sagen? Ich hoffe, dass Sie sie auch unter Kontrolle haben.«

»Das habe ich!« King Grenada ging einen kleinen Schritt vor. »Sie gehorchen mir aufs Wort. Wie die Raubtiere einem Dompteur.«

»Der Vergleich ist schlecht, King. Ich las vor Kurzem noch, dass ein Dompteur von seinen Tigern zerfleischt wurde.«

»Zweifelst du?« Kings Stimme klang drohend.

»Nein, nicht.« Querada schaute seinen Chef bei der Antwort nicht an. Sein Blick war auf die Zombies fixiert, die in etwa eine Reihe gebildet hatten. Sie nahmen die gesamte Breite des Raumes ein. Ein lebender Leichnam war besonders vorwitzig. Während er ging, drehte er sich und stand plötzlich vor Querada.

Bevor dieser sich versah, hatte der Untote ihn schon angefasst. Die Klaue des Zombies lag auf seiner Schulter und rutschte an seinem angewinkelten Arm nach unten.

Querada drehte durch. Sein Gesicht verzerrte sich für einen

Moment, als er sich drehte und genau zielte, bevor er abdrückte. Die Kugel traf aus kürzester Distanz mitten ins Zentrum.

Sogar die Mündungsflamme berührte noch die teigige Haut, und in Grenadas Sammlung fehlte ab jetzt einer.

Der King wurde wütend. »Mach das nicht noch einmal, sonst ergeht es dir schlecht!« drohte er.

»Verdammt King. Ich bin auch nur ein Mensch, und das hier sind lebende Leichen, Monstren.«

»Er hätte dir nichts getan.«

»Kann ich das wissen?«

»Ja, denn ich habe es dir oft genug gesagt. Handelst du noch einmal gegen meinen Befehl, gebe ich dich für die Zombies frei. Verstanden, Querada?«

Der Mann nickte.

Ohne sich weiter um die Untoten zu kümmern, verließ King Grenada seinen Platz und schritt die Reihe seiner makabren Diener ab. Er schaute sich jeden einzelnen genau an. Dabei starrte er in Totenfratzen, in grässlich verzogene oder schon verwesene Gesichter. Sah dicke, aufgequollene Haut, Augen, die wie eine Geleemasse wirkten, verzogene Münder und manchmal halbzerstörte Körper. Ein schlimmes Bild.

Querada wartete ab. Neben ihm blieb der King stehen. Sein Kugelkopf glänzte, denn auch er schwitzte. »Es ist in Ordnung!« flüsterte er.

»Sogar sehr in Ordnung. Ich werde alles in die Wege leiten.« Er rieb sich die Hände. »Stehen die Lastwagen bereit?«

»Ja.«

»Dann können die Zombies aufsteigen.«

Als Querada sich nicht rührte, wurde der King sauer. »Ist noch was?« fragte er scharf.

»Sicher, King.«

»Und was?«

»Ich war draußen. Dort sieht es böse aus. Wir haben Glatteis bekommen. Ich weiß nicht, ob die Wagen fahren können.«

Hätte der King eine weiße Haut gehabt, sie wäre dunkelrot angelaufen, denn so fühlte er sich in diesen Augenblicken. »Du bist verrückt!« flüsterte er. »Total übergeschnappt. Glaubst du eigentlich, dass ich mich dadurch von meinen Plänen abhalten lasse?«

»Ich meinte ja nur.«

»Wir haben die Lastwagen hergeschafft, und sie werden auch fahren können!«

»Sie parken dicht an der Rückseite.«

»Noch ein Widerspruch, und ich lasse dich...«

»Schon gut, King, ich sage nichts mehr.«

»Das ist auch besser!« Grenada wandte sich wieder seinen schrecklichen Schützlingen zu. Er hob dabei die rechte Hand. Aus der Faust schaute der Voodoo-Stab hervor.

Der Leibwächter schielte dabei auf die Köpfe. In ihnen steckten ein geheimnisvolles Leben. Sie schimmerten grünlich, wobei auch ein violette Leuchten zu sehen war, das wie ein Schleier wirkte und sich über die verzerrten Gesichter gelegt hatte.

Ein Bild zum Fürchten, doch der Leibwächter hatte sich mittlerweile daran gewöhnt. Ohne diesen Stab war der King machtlos. Sicherlich würden die Zombies auch über ihn herfallen, wenn er den Stab nicht mehr besaß. Wer ihn hatte, besaß die Macht.

Ein kühner Gedanke schoss durch den Kopf des Leibwächters. Eine Kugel aus dem automatischen Schnellfeurgewehr musste reichen, und der Stab gehörte ihm.

Es schien, als könnte der King Gedanken lesen, denn er drehte den Kopf und schaute Querada an. Dabei sagte er nichts, sondern starrte nur scharf und kalt. Der Leibwächter sagte nichts. Er senkte seinen Blick.

»Geh schon in den Gang und warte dort! Sag den Trommlern Bescheid, dass sie anfangen können.«

»Natürlich, King.« Querada war froh, den Raum verlassen zu können. Er schob sich durch die Tür und merkte sofort, dass der schreckliche Geruch nachgelassen hatte. Er war längst nicht mehr so konzentriert wie in dem Zombie-Keller.

Querada wandte sich an die Trommler. »Fangt wieder an!« befahl er.

»Sie werden kommen.«

Die fünf dunkelhäutigen Männer hämmerten auf die straff gespannte Haut. Erste dumpfe Laute schlangen durch den Keller. Von Sekunde zu Sekunde verstärkten sie sich und wurden zu einem Stakkato, das man mit dem Begriff unheimlich umschreiben konnte. Es war genau die Begleitmusik die den Zombies gefehlt hatte.

Im Keller entstand Bewegung. Die lebenden Leichen nahmen eine andere Aufstellung ein. Nacheinander schoben sie sich durch den Türspalt und betraten schwankend und breitbeinig gehend den langen Kellerflur. Dumpfe Musik begleitete sie. Nicht nur Querada wusste, dass sie nun keiner mehr aufhalten konnte.

Die Invasion nahm ihren Anfang...

Vor uns stand eine Mauer aus Menschen, und die Typen sahen mir nicht so aus, als wollten sie uns ohne Schwierigkeiten passieren lassen. Eines hatten sie gemeinsam. Die lauernde Aggressivität. Es waren keine echten Neger, sie besaßen eine Haut, die an eine Mischung aus Kaffee und Sahne erinnerte, eine Hautfarbe, die für Mittelamerika typisch war.

Zwei von ihnen trugen Pullover, die ihnen bis über die Hüften reichten. Die Gürtel hatten sie darüber geschnallt. Was darin an Waffen steckte, war verboten. Lange Messer, Totschläger, einer besaß sogar einen Revolver.

Die beiden anderen, sie lehnten tiefer im Gang, trugen Schlapphüte, deren Krempen einen Teil ihrer Gesichter verdeckten. Das Licht einer Lampe fiel auf ihre glänzenden Lederjacken.

Niemand von uns hatte bisher ein Wort gesprochen, bis ich die Initiative übernahm.

Ich grüßte freundlich, übersah, dass mein Gruß nicht erwidert wurde und formulierte den nächsten Satz. »Wir sind gekommen, um King Grenada zu sprechen. Wo können wir ihn finden?«

Wieder bekamen wir keine Antwort. Nur die beiden Typen in den Pullovern grinsten kalt und fixierten uns aus glitzernden Augen.

»Seid ihr stumm?« fragte Suko.

Wieder schwiegen sie.

Ich holte meinen Ausweis hervor. »Okay, Freunde, das reicht. Wir sind von Scotland Yard und wollen zu King Grenada. Wo steckt er? Wir wissen, dass er hier wohnt.«

Endlich bekamen wir eine Antwort, wenn sie uns auch nicht passte, aber die Kerle bewiesen uns, dass sie reden konnten. Einer der Grinser sprach: »Der King empfängt keine Bullen, merkt euch das und verschwindet«

»Ist der King nicht da?« fragte ich.

»Für euch nicht.«

»Also doch«, sagte Suko und schob sich vor. Bisher hatten wir nichts getan, jetzt mussten die anderen aus ihrer Reserve kommen. Ich gebe zu, dass Suko durch seine Bewegung ein wenig provozierend reagierte, hatte aber Verständnis dafür, denn es stand wirklich einiges auf dem Spiel. Da brauchte ich nur an die lebenden Toten zu denken, die wahrscheinlich irgendwo in diesem Haus lauerten und auf Beute warteten.

Deshalb konnten wir uns nicht so einfach abspeisen lassen. Bestimmt wussten die vier Typen, aus welchem Grund wir gekommen waren, und sie hatten den Auftrag, uns abzuwimmeln. Mit

allen Mitteln. Es war gut gewesen, dass Suko schon näher an diesen Kerlen stand. Der erste griff nach seinem Gürtel. Er war schnell, noch schneller war Suko. Bevor der Kerl ein Messer hatte ziehen können, bekam er Sukos Faust zu schmecken, und dieser Treffer schleuderte ihn gegen die anderen Kerle. Nur einer schaffte es noch, sich zu verdünnisieren, und den nahm ich mir vor.

Ich sprang den Lederjackenträger an, als er nach seiner Waffe greifen wollte. Mit dem Fuß kam ich durch.

Er segelte in den Flur hinein, prallte auf die Seite und begann zu jammern, denn er war genau auf seinen rechten Arm gefallen. Vielleicht hatte er ihn sogar gebrochen.

Mit einem Sprung war ich bei ihm und nahm ihm die gefährlichen Mordinstrumente ab. Die Pistole steckte ich ein, alles andere schleuderte ich in das Dunkel des Flurs.

In meinem Rücken vernahm ich Ächzen, Keuchen und klatschende Schläge. Dort schlug sich Suko mit drei Schlägern aus den Slums herum. Das Verhältnis änderte sich sehr schnell, als ich eingriff. Mein Partner war wie ein lebender Tornado. Gezielt kamen seine Tritte und Schläge. Der Inspektor spielte seine Karatekenntnisse aus, und der zweite Pullovermann bekam einen Treffer gegen die Brust. Er wurde geradewegs in meine Arme geschleudert.

Ausgeschaltet war er nicht, deshalb zog ich ihm kurz den Waffenlauf über den Kopf. Bewusstlos sackte er zu Boden.

Suko hatte sich inzwischen die beiden anderen vorgenommen. Wahrscheinlich erlebten diese Zuhälter zum erstenmal in ihrem Leben, wie es ist, wenn man gegen jemand antritt, der sehr viele Kampftechniken beherrscht. Einer von ihnen spielte Flugzeug. Suko hatte ihn hochgewuchtet und schleuderte ihn gegen die Tür. Es gab einen donnernden Laut, und der Mann sank zusammen.

Den zweiten fegte Suko aus der Drehung zur Seite. Sein Arm schien aus Gummi zu bestehen, so lang wurde er, und die Handkante traf

zielsicher. Der Typ fiel mir vor die Füße, blieb liegen und regte sich nicht mehr. Der Chinese nickte und grinste von Ohr zu Ohr. »Das musste sein«, sagte er. »Ist besser, als auf der Matte zu trainieren.«

»Du sagst es, Alter.«

Mein Partner schaute sich die vier Typen an. Die werden erst einmal schlafen, auch der Kerl, der auf den Arm gefallen war, rührte sich nicht mehr.

»Schaffen wir sie zur Seite.«

Suko war einverstanden. Die Typen sollten nicht im Wege liegen. Wir schleiften sie tiefer in den Flur. Als wir damit fertig waren, nahmen wir unsere nähere Umgebung in Augenschein. Eine breite Treppe führte nach oben.

»Ich schau mal eben nach«, sagte Suko und war schon auf dem Weg. Er nahm die Treppe mit wenigen Schritten und entschwand nach dem ersten Absatz aus meinem Blickfeld.

Ich blieb stehen und wartete ab.

Es war ein komisches Gefühl, in einem Hause zu stehen, das von Zombies und lebenden Menschen bewohnt war. Obwohl wir noch keinen lebenden Toten gesehen hatten, rechnete ich fest damit, ihnen bald zu begegnen.

Bis auf Sukos Schritte hörte ich nichts. In diesem Haus lastete eine trügerische Ruhe. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, dass wir mit der Ausschaltung dieser vier Typen die normalen Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt hatten.

Uns würden sicherlich noch einige Überraschungen bevorstehen. Suko kam zurück. Ich hörte seine schnellen Schritte auf der Treppe, und er stand noch nicht vor mir, als er bereits den Kopf schüttelte.

»Du hast nichts gesehen?«

»Nein, John. Keine Zombies. Am Ende der Treppe beginnt ein ziemlich breiter Gang. Rechts und links sind Türen, und keine wurde geöffnet.«

»Hast du etwas gehört?«

»Ja. Geräusche. Normal an sich. Stimmen von Frauen, Männern oder Kindern.«

»Keine Gefahr also?«

»Nein.«

Ich nickte in Richtung Keller. »Wie uns Mac berichtete, hat er den lebenden Toten da unten gesehen. Es ist auch möglich, dass man Zombies in Kellern versteckt. Die werden wir uns vornehmen.«

Wir mussten tiefer in den Hausflur hinein. Nur unsere Schritte waren zu hören und das Knirschen unter unseren Sohlen, denn der Boden war ziemlich schmutzig und mit allerlei Abfall bedeckt. Der Mann tauchte wie ein Geist auf. Blitzschnell hatte ich die Pistole gezogen und presste ihm die Mündung gegen die Wange. Erschreckt schnellten die Arme des Mannes in die Höhe. Die Augen hinter der Brille weiteten sich, und ich ließ die Waffe sinken, während ich gleichzeitig aufatmete. Nein, das war kein Zombie. Suko stand vor dem Mann, schaute ihn scharf an und fragte leise: »Sind Sie nicht Uncle Tom?«

»Ja, Sir, der bin ich.«

Mittlerweile hatte ich auch begriffen. Ich sah, dass er schon älter war, eine Brille trug und an der anderen Seite ein dickes Pflaster seinen Kopf zierte. Dort hatte ihn Macs Schlag getroffen. Uncle Tom trug einen grauen Kittel und zitterte noch immer.

»Mac schickt uns«, sagte ich leise.

Der Alte zog den Kopf ein. »Woher kennen Sie mich?«

»Ich sagte schon, von Mac.«

»Wer sind Sie?«

Diesmal gab Suko Antwort. »Polizei. Wir sind Yard-Beamte.«

Der alte Mann überraschte uns, denn er sagte: »Es ist gut, dass sich die Polizei mal um dieses verfluchte Haus kümmert, aber es ist leider zu spät.«

»Wieso?«

»Ihr hättet früher kommen müssen. Nun ist er nicht mehr zu stoppen.«

»King Grenada?« fragte ich.

»Er auch. Und seine lebenden Leichen. Seine Armee des Schreckens.«

Uncle Tom stieß die Worte flüsternd hervor. »Sie sind alle da. Wir haben die Toten geholt!« hauchte er, und seine Augen hinter der Brille weiteten sich. »Aus den Gräbern holten wir sie und schafften sie in dieses Haus. Wirklich...« Er streckte die Arme aus. Eine Hand legte er auf Sukos Schulter, die andere auf meine. »Ihr könnt nichts mehr tun, glaubt mir. Es läuft nichts. Deshalb gebe ich euch einen Rat. Flieht! Flieht aus dieser Stadt! Und nehmt den guten Mac mit. Sagt ihm, dass ich ihm den Schlag verziehen habe, auch ich konnte nicht anders.«

»Weshalb sollen wir fliehen?« erkundigte ich mich.

»Ganz einfach, Männer. Weil diese Stadt am nächsten Tag nicht mehr so sein wird, wie sie heute ist. Die Zombies kommen. Voodoo in London, das ist grauenhaft.«

Da sagte er uns nichts Neues, aber ich wollte konkrete Auskünfte haben.

»Sind die Zombies schon unterwegs?«

»Vielleicht...«

»Sie wissen es nicht genau?«

Der Alte legte ein Faltenmuster auf seine Stirn und hob gleichzeitig die mageren Schultern. »Ihr könnt mich nicht festnageln«, sagte er. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Aber Sie hatten mit ihnen zu tun, wie wir von Mac wissen.«

»Nur mit dem einen...«

Sollten wir ihm glauben? Ich schaute skeptisch, Suko ebenfalls. Der Inspektor hatte noch eine Frage. »Mit wie vielen lebenden Leichen

müssen wir denn rechnen?«

»Ich habe sie nicht gezählt!« flüsterte er.

»Sagen Sie die Wahrheit!« forderte ich ihn auf.

»Es stimmt, ich habe sie nicht zählen können, aber man spricht von drei Lastwagen Zombies.«

Das war harter Tobak, den wir zunächst einmal verdauen mussten. Selbst bei dem schlechten Licht sah ich, wie mein Partner blass wurde. Mir erging es ähnlich.

»Was sagten Sie?« flüsterte Suko scharf. »Drei Lastwagen voll Zombies?«

»Ja, es stimmt.«

»Und wo sollen sie hin?«

Der Alte hob die Schultern. »Überall. London ist groß. Sehr groß sogar. Man verteilt sie.«

»Da sie noch nicht unterwegs sind«, fuhr ich fort...

»Nein, nein, davon habe ich nichts gesagt«, erklärte er. »Ich weiß es nur nicht genau. So etwas erledigt der King.«

»Nehmen wir mal an, die Lastwagen sind noch nicht mit diesen Untoten gefüllt, wo stecken sie dann?«

Der Alte senkte den Blick. »Sie werden es ja doch herausbekommen. Hier im Keller. Es gibt da einen Teil des Kellers, den wir nie betreten durften. Er ist für den King reserviert. Mit einem Fahrstuhl kann er ihn von seiner Dachwohnung aus erreichen. Dieser Trakt besitzt auch nur einen Ausgang. Genau dort sind sie vorgefahren.«

»Wie kommen wir in den Trakt?«

»Wollt ihr wirklich hin?«

»Ja. Machen Sie schnell!«

Der Alte drehte sich und seinen Daumen, so gut es ging. Er wollte damit um eine Ecke deuten. »Dahinter befindet sich ein Gang, den müssen Sie nehmen. Sie landen erst im normalen Keller, gehen aber

immer geradeaus, dann kommen Sie hin.«

»Danke«, sagte ich.

»Aber lassen Sie es lieber...«

»Gehen Sie!« riet ich Uncle Tom. »Verschwinden Sie und verstecken Sie sich. Hier wird es bald ungemütlich.«

Der alte Mann schaute uns an, nickte und flüsterte, bevor er weglief: »Ich werde zwei Kerzen am Hausaltar für Sie anzünden. Versuchen Sie alles, wir wollen endlich wieder frei atmen können. Zu lange hat der Terror schon gedauert. Fast ein halbes Jahr...«

Nach diesen Worten machte er kehrt und verschwand. Auch seine Schritte verklangen. Suko schaute mich an. »Drei Lastwagen mit Zombies. John das kann die Hölle werden.«

»Wir müssen Sir James Bescheid geben. Hoffentlich hat er seine Leute schon in Position gebracht.«

Zu unserer Ausrüstung gehörten unter anderem auch zwei Walkie-Talkies. Ich zog meines hervor und fuhr auch die Antenne aus dem Gehäuse. Durch einen Knopfdruck schaltete ich das Gerät ein. Zunächst war nur das Rauschen zu hören. In dem kahlen Flur klang es ziemlich laut, ich drehte den Ton leiser.

Suko hatte inzwischen seine Wanderung aufgenommen. Er ging mit gezogener Pistole und wollte sich in der näheren Umgebung umschauen, damit man uns nicht überraschte. Auch er trug eine Beutepistole bei sich. Einer der vier Typen hatte sie noch unter seiner Lederjacke versteckt gehalten.

Je mehr Zeit verstrich, um so größer wurde meine Spannung. »Sir James, bitte kommen. Bitte kommen!« Der Einfachheit halber hatten wir auf jeglichen Code verzichtet.

Ich hielt das Gerät, es besaß ungefähr eine Reichweite von einer Meile, dicht an mein Ohr, doch es tat sich nichts. Nur dieses verdammte Rauschen war überlaut zu hören.

Noch einmal rief ich.

Plötzlich bekam ich Antwort. Ich glaubte, durch das Rauschen eine sehr schwache Stimme zu vernehmen. Allerdings so undeutlich, dass ich nicht einmal unterscheiden konnte, ob sie von einer Frau oder einem Mann stammte. Ich entschied mich für einen Mann und für Sir James.

»Sir, können Sie mich verstehen?«

»Reden Sie, John!« Als kaum verständlich vernahm ich die Stimme meines Chefs. In Stichworten spulte ich meinen Bericht ab und wies vor allen Dingen darauf hin, dass wir es mit drei Lastwagen voller Zombies zu tun bekommen konnten.

Sir James verstand mich. Auch seine Stimme klang plötzlich klarer. Wenig später konnten wir fast normal reden.

Ich erfuhr, dass das mobile Einsatzkommando ungefähr noch eine halbe Meile entfernt war. Die Wagen hatten mit dem Glatteis zu kämpfen. Es erwies sich als hinderlich, würde allerdings den gleichen Effekt auch bei den Zombie-Wagen zeigen.

Darauf vertraute ich.

Sir James rechnete die Zeit aus, die das Einsatzkommando unter Umständen noch benötigte und kam auf eine halbe Stunde.

»Das wäre noch günstig.«

»Versuchen Sie, einen Teil der lebenden Toten zu stoppen«, sagte mir mein Chef. »Das andere übernehmen wir.«

»Haben Sie genügend Waffen?«

»Ja. Auch spezielle.« Er ging nicht näher darauf ein, aber ich bekam eine Gänsehaut.

Wir unterbrachen die Verbindung. Es war alles gesagt worden. Jetzt musste jeder selbst wissen, was zu tun war. Ich ließ das Gerät wieder verschwinden und nickte Suko zu.

»Wir können, Alter.«

»Okay.« Mein Freund hatte den Weg zum Keller bereits erkundet, legte vor mir die ersten Schritte zurück und blieb plötzlich stehen,

weil ihn das gleiche störte wie mich. Trommelklang.

Es stand fest. Jemand schlug die Voodoo-Trommeln und hatte somit das Finale eingeläutet...

Das mobile Einsatzkommando quälte sich durch die engen Straßen des Londoner Ostens. Mittlerweile war viel Eis weggetaut, doch es gab noch immer gefährliche Rutschfallen, die für fahrende Wagen zum Verhängnis werden konnten.

20 Männer hatte Sir James aufgeboten. Allesamt harte Burschen, die ihren Job kannten. Nur gegen Zombies hatten sie noch nicht gekämpft. In der Einsatzbesprechung hatte Sir James manch spöttischen Blick und eine ebensolche Bemerkung zu hören bekommen, aber er ließ sich nicht beirren und warnte sehr intensiv.

»Das ist kein Kino, das wir hier machen!«

Dann kam die Information des John Sinclair, und der Superintendent atmete auf. So schlimm diese drei Lastwagen auch waren, er wusste endlich, womit er zu rechnen hatte.

Augenblicklich gab Sir James die Meldung an die entsprechenden Gruppenführer weiter, die wiederum ihre Leute informierten. Trotz des Glatteises schafften sie es. Die Fahrzeuge näherten sich dem Ziel, und die Führung hatte der Dienstwagen des Superintendents übernommen. Es war zuvor ausgemacht worden, wo sich die einzelnen Männer verteilen sollten, doch nun musste der Plan umgeworfen werden. Sir James gab die Devise aus, dass jeder Lastwagen, der das Gelände verließ, gestoppt werden musste.

Obwohl der Abend noch nicht angebrochen war, fiel bereits die Dämmerung über den Platz. Der Regen hatte aufgehört, doch die Feuchtigkeit lag nach wie vor in der Luft. Nebelschwaden trieben durch das gelbe Licht der Scheinwerfer und krochen über die schmalen Straßen oder wallten an den Außenmauern leerstehender Fabrikgebäude in die Höhe.

Die Männer hatten sich auf vier Wagen verteilt. Zwei waren bereits an den vorbereiteten Punkten eingetroffen, damit sie ihre Sperren errichten konnten.

Auch der dritte Wagen hatte die Position erreicht. Das alles erfuhr Sir James über Funk.

Er selbst blieb bei dem vierten. Wenige Minuten später stoppte der Einsatzwagen. Die Männer sprangen heraus und bauten eine Sperre auf, die die gesamte Straßenbreite einnahm.

Auch Sir James verließ den Dienstwagen. Sein Fahrer warnte ihn noch.

»Sir, es ist glatt.«

»Danke, ich weiß.« Der Superintendent blieb neben der Beifahrertür stehen und starrte nach vorn. Allmählich merkte er einen gewissen Druck im Magen. Für ihn ein Zeichen, dass auch ihn die Spannung in ihren Klauen hielt...

Wir stießen tiefer in den Keller hinein!

Es war kein unheimliches Gewölbe, wie man es in Schlössern oder Burgen findet, sondern ein normaler Keller mit glatten Betonwänden. Dennoch besaß der Keller einen unheimlichen Touch. Vielleicht war es auch nur Einbildung, weil alles zusammenkam. Das Wissen um die lebenden Leichen, das dumpfe Hämmern der Trommeln und auch dieser seltsame Geruch, der Suko und mich schon eine Weile begleitete.

Es war ein Gestank, den wir kannten und widerlich fanden. Zombies rochen so. Nach Moder, Verwesung, Vergänglichkeit. Im Keller brannte nur ein spärliches Licht. Es wurde von Deckenleuchten abgestrahlt, die in unregelmäßigen Abständen angebracht waren. Links befand sich die Wand, rechts sahen wir die einzelnen Kellerverliese, nur mehr Verschläge, deren Eingänge durch Lattentüren gesichert waren. Wir ließen die Lichtstrahlen

unserer kleinen Lampen hin und wieder stichprobenartig in die Verliese scheinen, um uns zu überzeugen, dass sich kein lebender Toter in ihnen befand.

Sie mussten im anderen Trakt des Kellers sein.

Gern hätte ich mit Sir James und den Männern des Einsatzkommandos Verbindung aufgenommen, dies war mir allerdings zu riskant. Ich wollte nicht, dass man uns hörte.

Noch waren wir keinem Menschen im Keller begegnet. Wir schoben uns mutterseelenallein durch den schmutzigen Gang weiter nach vorn und hofften darauf, so rasch wie möglich das Ziel zu erreichen. Drei Lastwagen voll Zombies! Das ging mir nicht aus dem Kopf. Ein reiner Wahnsinn war das, um Gottes willen.

Suko beschäftigte sich bestimmt mit den gleichen Gedanken. Ich erkannte es an seinem Gesicht.

Wir bewegten uns sehr vorsichtig weiter in den Keller hinein. Das Trommeln hatte an Lautstärke zugenommen. Es kam mir vor, als würden wir direkt vor den Trommlern stehen, ohne sie allerdings sehen zu können.

Dafür sahen wir die Mauer. Sie trennte die Trakte. Im ersten Augenblick war ich enttäuscht, denn damit hatte ich nicht gerechnet. Die Mauer nahm die Gangbreite ein und bildete ein unüberwindliches Hindernis.

Wenn nicht die kleine Tür gewesen wäre.

Ziemlich schmal, und sie fiel im ersten Augenblick überhaupt nicht auf, aber es gab sie, fast in de Winkel gebaut und mit einem Schloss versehen, das Suko und ich uns sehr genau ansahen.

»Sieht nicht unknackbar aus«, sagte mein Partner.

»Willst du es versuchen?«

»Klar, bei meinem Feingefühl...«

Ich musste lachen und schaute zu, wie sich mein Partner bückte. Er hatte das hervorgeholt, was wir stets bei uns trugen. Einbrecher

hätten ihre helle Freude daran gehabt. Es waren die modernsten Kunststoffbestecke. Flache, schlüsselähnliche Gegenstände, die sich den Schlössern hervorragend anpassten.

Suko probierte.

Ich stand mit angespannten Nerven neben ihm. Die Beretta lag in meiner Hand. Griffbereit steckte zudem noch die Beutewaffe im Gürtel, denn Zombies konnte man auch, wenn man ihnen in den Schädel schoss, mit normalen Bleikugeln erledigen.

»Schwierigkeiten?« fragte ich flüsternd.

»Einige«, gab Suko zu. Ich ließ den Partner in Ruhe und lauschte statt dessen dem Klang der Voodoo-Trommeln. Sie konnten mir schon Angst einjagen, und die Zombies passten zu dieser Musik.

Ich bewunderte Sukos Ruhe. Er ließ sich nicht aus dem Konzept bringen, obwohl die Zeit drängte.

Er richtete sich so heftig auf, dass er mit dem Kopf fast unter mein Kinn geschlagen wäre, weil ich so dicht bei ihm stand.

»Alles klar.«

»Ist die Tür offen?«

»Ja.«

Wir schauten uns noch einmal an und nickten. Worte wurden keine mehr gesprochen. Wir waren ein eingespieltes Team und verstanden uns auch, ohne großartig zu reden.

Suko hatte die Tür aufgeschlossen und zog sie auch auf. Vorsichtig, sehr langsam.

Ich hatte mich so aufgebaut, dass ich durch den Spalt blicken konnte. Ich sah einen Gang, der ungefähr die gleiche Breite aufwies wie der, in dem wir noch standen.

Das Trommeln war lauter geworden. Hektisch und brutal hörte es sich an. Es donnerte in unseren Ohren. Ich hielt den Atem an, als Suko die Tür weiter öffnete. Auch glaubte ich, trotz des Trommelns Schritte zu hören. Die Zombies?

»Mach!« Zischte ich Suko zu.

Mein Partner schob die Tür auf. Wir hatten freie Sicht Und erblickten das Grauen!

King Grenada war in seinem Element. Er hatte es endlich geschafft und stand dicht an der Schwelle zu seinem Traum. Die lebenden Leichen gehorchten ihm, sie hatten ihren Raum verlassen, schritten hintereinander durch den Gang und dorthin, wo sich die Seitentür befand, durch die sie nach draußen gehen konnten.

Dort warteten die Wagen.

Auch Querada schaute zu. Er hielt sich ein wenig im Hintergrund. Sein Gewehr hatte er umklammert. Sollte ein Zombie ausbrechen, würde er diesem Monster den Schädel zerschießen.

Die Tür nach draußen stand offen. Kalte Luft gelangte in den Kellerraum. Sie vermischte sich mit dem Gestank der lebenden Leichen und machte ihn ein wenig erträglicher.

Schritt für Schritt gingen die Gestalten durch den Kellergang und passierten die Trommler, die den nervenaufreibenden Voodoo-Rhythmus schlugen. Es war alles bestens vorbereitet. Querada stellte es fest, als er einen Blick nach draußen warf.

Die Zombies konnten ohne Mühe auf die Ladeflächen der drei abgestellten Lastwagen klettern. Sie taten es geschickt. Ihre leichenblassen Arme streckten sie aus und umkrallten die seitlich angebrachten Griffe. Dann zogen sie ihre Körper in die Höhe und krochen auf die Ladefläche.

Zombie für Zombie verschwand unter der Plane. Die Wagen wurden nicht der Reihe nach bestiegen, die Untoten nahmen alle drei zur gleichen Zeit in Angriff.

Es war dämmrig geworden. Nebel hatte sich gebildet. Die Scheinwerfer der Wagen brannten und erinnerten an gelbe Glotzaugen. Die Fahrer hockten hinter den Lenkrädern und warteten

darauf, den Befehl zur Abfahrt zu bekommen.

Ihre Ziele waren verschieden, um die Ladung, die sie zu transportieren hatten, kümmerten sie sich nicht. Diese Männer waren dem King treu ergeben.

Grenada beobachtete den Abtransport seiner Lieblinge mit blitzenden Augen. Das war seine Stunde, das war sein Triumph. Er setzte sich in Bewegung, drückte einige der lebenden Leichen zur Seite, damit er Platz bekam und ging auf seinen Leibwächter zu. »Was sagst du nun, Querada?«

Er hob die Schultern.

»Mehr nicht?« zischte der Fettwanst. »Ich bin beeindruckt, King.«

Grenada lachte. »Das kannst du auch sein, zum Teufel. Beeindruckt, jawohl.«

Die Mundwinkel des Kings zuckten. »Bald werden wir es geschafft haben«, flüsterte er. »Bald ist alles vorbei. Nur noch wenige Zombies brauchen zu gehen, dann...« Er verstummte plötzlich, und seine Gesichtszüge schienen zu vereisen.

Natürlich merkte auch Querada, was los war, und er fragte: »Stimmt etwas nicht?«

Grenada schwieg. Er deutete statt dessen auf die Tür hinter ihnen, die von der anderen Seite her langsam aufgezo- gen wurde. Da musste jemand sein, der zu den Zombies wollte. Aber wer konnte das sein?

Der Spalt vergrößerte sich, und Querada reagierte so, wie man es von ihm gewohnt war. Er zielte mit dem Schnellfeuergewehr auf die Tür.

»Warte noch ab!« zischte der King. »Drücke erst ab, wenn du ganz sicher bist«

»Geht klar, King!«

»Hast du einen Verdacht?« fragte Grenada.

Querada schüttelte den Kopf. Dann meinte er: »Wäre doch stark, wenn Sinclair plötzlich hier auftauchen würde.«

King Grenada lachte so hoch, dass es sich schon fast lautlos anhörte...

Ich sah die Zombies!

Schreckliche, unheimliche Gestalten. Lebenden Tote aus dem Grab, und für mich war ein Alptraum wahr geworden.

Obwohl mein Blickwinkel nicht gerade der beste war, konnte ich schon überschlägig schätzen, dass man mit drei Lastwagen gerade noch hinkam.

Suko konnte nichts sehen, er stand zu ungünstig, aber ich deutete seinen fragenden Blick und gab ihm auch die entsprechende Antwort.

»Sie sind da!« flüsterte ich. »Da ist alles eingetroffen, was man sich an Schrecken nur hat vorstellen können.«

»Zombies?«

»Und wie!«

»Was machen wir?«

Ich wusste es selbst nicht genau, denn ich suchte nach dem Anführer dieser unheimlichen Wesen, doch King Grenada war nicht zu sehen. Wenn er sich in der Nähe befand, konnte er unter Umständen im toten Winkel stehen. Oder er war schon draußen, denn ich spürte die kalte Luft, die durch eine offene Tür in den Gang strömte.

»Können wir sie noch stoppen?« fragte Suko leise.

»Das hoffe ich.«

Suko kam wieder in die Höhe. Er hatte sich nicht nur mit der Beretta bewaffnet, sondern trug auch die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Die drei Riemen schleiften über den Boden.

»Ich zuerst!« hauchte ich und wartete Sukos Nicken als Einverständnis ab. Danach schob ich mich vor. Meinen Körper drückte ich durch den Spalt. Die Zombies behielt ich im Auge und achtete auch auf die Trommler.

Zu stark, wie ich im nächsten Augenblick zu spüren bekam.

Plötzlich tauchte links von mir ein länglicher Schatten auf, ich drehte den Kopf und spürte noch in derselben Sekunde etwas Hartes dicht unter meiner Lippe am Kinn.

Es war eine Gewehrmündung!

Zwar hielt ich die Pistole in der Hand, doch ich traute mich nicht, sie einzusetzen. Der Kerl, in dessen Falle ich gelaufen war, würde schneller sein und gnadenlos abdrücken.

Ich hatte das Gefühl, auf der Stelle einzufrieren. Wahrscheinlich war es der Schock, der mich so erwischt hatte, und ich hörte mein Herz doppelt so laut schlagen. Auch ein Warnruf hatte keinen Sinn, deshalb hütete ich mich, auch nur mit den Augen zu zwinkern. Dabei bekam ich noch mit, dass einige Zombies stehen geblieben waren. Sie starrten mich an. Ich wusste nicht, wer der Kerl war, der das Gewehr in seinen Händen hielt, konnte mir aber vorstellen, dass er voll und ganz auf Grenadas Seite stand.

Von seinem Gesicht sah ich nicht viel, weil eine Hälfte zu sehr im Schatten der breiten, nach unten gezogenen Krempe lag. Jedenfalls besaß er eine dunkle Haut. Ich sah seinen Mund, zwei Lippen, die fest aufeinandergepresst und zynisch verzogen waren. Vor mir stand ein eiskalter Killer.

Er sprach mich an. Flüsternd schwang mir seine Stimme entgegen.

»Komm ein wenig näher!«

Ich gehorchte. Zwei kleine Schritte ging ich. Der andere war so geschickt, dass er die Schritte jeweils rückwärtsgehend ausglich und die Gewehrmündung stets an meinem Kinn hängen blieb, als hätte man sie dort festgeleimt.

Ich hatte verloren. Jedenfalls für den Augenblick. Meine Hoffnungen konnte sich nur auf Suko setzen und drückte meinem Partner und mir die Daumen, dass er das Richtige tat.

Bisher hatte ich King Grenada noch nicht gesehen. Der Mann, der jetzt durch die Außentür den Gang betrat, das musste er einfach sein.

Ein Fettkloß, ein Widerling, der sich schaukelnd bewegte und in der rechten Hand einen Voodoo-Stab hielt, von dessen Spitze drei Schrumpfköpfe abzweigten, die in ihrem Innern von einem seltsamen Licht erfüllt waren. Vier Zombies, Grenada, der Schlapphut-Träger und ich. So sah das ungleiche Verhältnis aus.

Aber ich wusste Suko in meinem Rücken. Von ihm hatten die anderen bisher nichts gesehen.

»Halt ihn ja unter Kontrolle, diesen verfluchten Geisterjäger!« zischelte Grenada. »Ich will ihn beobachten, ich will seine Angst sehen, bevor er zerrissen wird.«

»Sicher, King, sicher!«

Neben mir blieb Grenada stehen. Sein Blick glitt an mir herab, erfasste auch meinen Arm und die Hand. Ich spürte seine schwielige feuchte Pranke an meinem Gelenk und erlebte mit, wie er mir die Waffe aus der Hand nahm.

»So«, sagte er und steckte die Silberkugel-Beretta ein. »Das wäre das erste.«

»Was machen wir mit ihm?« fragte der Gewehrträger.

»Langsam, Querada, langsam. Nur nichts überstürzen. Wir schaffen es schon, darauf kannst du dich verlassen.« Der Fettwanst begann zu lachen. »Ich kriege ihn dahin, wohin ich ihn haben will. Er wird winseln, er wird schreien, darauf kannst du dich verlassen. Kein Pardon mehr für John Sinclair.«

»Was ist mit den Zombies?« fragte Querada.

»Sind die Lastwagen voll?«

»Ich glaube.«

»Dann können sie schon fahren. Ich werde das Zeichen geben. Gib du auf ihn acht.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, sagte Querada. Der King verschwand. Er ging nach draußen, und ich stand weiterhin wie ein Ölgötze auf dem Fleck, wobei ich in das Gesicht schielte, dass ich

schattenhaft hinter dem Waffenlauf und in Höhe des Gewehrkolbens als Flecken sah.

Noch hatte ich eine Galgenfrist. Wie lange würde sie halten? Eine Minute, zwei?

Ich vernahm das Geräusch der Motoren, als sie angelassen wurden. Aufpuffwolken strömten mir entgegen, als sie durch die offene Tür quollen.

An den Geräuschen vernahm ich, dass die Wagen starteten. Unter den Reifen knirschte es, und die beiden LKW setzten sich mit ihrer schaurigen und makabren Last in Bewegung.

Ein Wagen blieb noch zurück. Dort waren sicherlich Plätze für King Grenada und seinen Leibwächter reserviert.

Auch für mich? Vielleicht als Leiche oder als Zombie?

Der King kam zurück. »Die Wagen sind gut weggekommen«, erklärte er mit seiner hohen Fistelstimme. »Trotz des Glatteises.«

»Das ist alles halb so schlimm«, sagte Querada.

»Aber was machen wir mit ihm?« Der King überlegte.

»Soll ich ihm die Kugel geben? Von seinem Kopf wird nicht mehr viel übrigbleiben, wenn ich abdrücke.«

»Wäre nicht schlecht. Aber ich habe mir etwas anderes überlegt.«

»Wie du willst, King. Was denn?«

»Die Zombies sollen sich mit ihm beschäftigen.«

Querada lachte glucksend. »Die Idee ist wirklich gut. Was die wohl mit ihm machen werden?«

»Vernichten. Und dies auf ihre spezielle Art und Weise, darauf kannst du dich verlassen.« Der King schaute mich an. »Nicht wahr, Sinclair, so machen wir es.«

Ich schwieg, was dem King nicht passte, denn er schlug mir seine Faust über der Gürtelschnalle in den Magen. Ich hielt mich noch soeben auf den Beinen und saugte scharf die Luft ein, während meine Augen aus den Höhlen zu quellen drohten.

Dann grinste er, ballte seine freie Hand und schaute auf die Zombies. Vier lauerten.

»Ja«, sagte der King und nickte sich selbst zu. »Ja, so werde ich es machen. Sie sollen diesen verfluchten Hund packen und vernichten. Lass ihn frei, Querada!«

»Okay.«

Im nächsten Augenblick wich der Druck, und ich bekam einen Stoß, der mich haargenau auf die vier Untoten zukatapultierte...

Die Führerkabinen der Lastwagen waren jeweils mit zwei Männern besetzt. Fahrer und Beifahrer. Sie trugen die Verantwortung für die schaurige Fracht und hatten auch ihre Direktiven bekommen, an die sie sich halten mussten.

Die Wagen besaßen verschiedene Ziele. Eine Weile würden sie noch zusammenbleiben und sich dann trennen. Einer sollte direkt in die City fahren, und zwar nach Soho. Der andere Wagen lud seine Fracht dort ab, wo der Regierungssitz lag und all die Gebäude, die für Touristen so attraktiv waren.

Eigentlich stand der Plan in allen Zügen fest. Bis auf eine Kleinigkeit. Das Glatteis.

Damit hatte niemand rechnen können. Es machte die besten Pläne zunichte, warf Zeiten durcheinander und sorgte dafür, dass Quoten kaum eingehalten werden konnten.

Glatteis war mörderisch. Glatteis konnte nicht nur zur Falle für die Menschen werden, sondern auch für die Ereignisse einer ausgeklügelten Technik. Das wussten die Fahrer. Dementsprechend vorsichtig rangierten sie ihre LKW.

Noch fuhren sie hintereinander. Sie hatten die Scheinwerfer einschalten müssen. Die langen Finger stachen nach vorn und gleichzeitig in die grauen Schwaden hinein, die das Licht aufsaugten, so dass es nur mehr zu verwaschenen Flecken wurde.

Wenn sie die Slums hinter sich hatten und in Richtung Lambeth Bridge fuhren, wollten sie sich trennen. Aber noch blieben sie hintereinander, und die Männer an den Lenkrädern mussten ihr gesamtes fahrerisches Können aufbieten, um den vereinzelt Eisfallen zu entgehen. Wegen des Nebels waren sie nicht immer sofort zu erkennen und so kam es, dass beide Wagen manchmal wegrutschten. Durch geschicktes Gegenlenken allerdings konnten die Fahrer die LKW in der Spur halten. Sehr langsam bewegten sie sich weiter. Man hätte sogar neben den Wagen hergehen können.

Die Zombies auf den Ladeflächen hockten oder saßen nie still. Sie bewegten sich. Auch von außen zu erkennen, denn hin und wieder warf die Plane Wellen. Immer dann, wenn die Zombies sich von innen dagegenstemmten, aber sie hielt.

Und so rollten sie weiter.

Die Männer sprachen nicht miteinander. Sie starrten in den Nebel. Ihre dunklen Gesichter waren angespannt. Auf ihren Knien lagen die Gewehre, denn sie hatten den Befehl bekommen, jeden Widerstand sofort im Keim zu ersticken.

Nichts sollte die Zombies aufhalten. Der King wollte eine Invasion haben. Gut eine halbe Meile hatten sie schon zurückgelegt und näherten sich einem Gelände, in dem früher einmal eine blühende Industrie ihren Platz gefunden hatte. Die Zeiten waren endgültig vorbei. Leere Hallen, die engen Straßen, Brandmauern, eingeschlagene Fensterscheiben, menschenleer.

Und dazwischen der Nebel. In dicken Schwaden wallte er, trieb träge über die glatten Wege und drang in jede Ritze. Nur die Scheinwerfer gaben Licht.

Oder?

Zum erstenmal seit Fahrtbeginn fluchte der Fahrer des vordersten Wagens, denn er hatte eine gelbe Lichtkette gesehen, in der auch vereinzelt rote Lampen blinkten.

Der Mann kannte sich aus. Das war eine Sperre.

»Verdammter Mist.« Er trat auf die Bremse und dachte nicht mehr an den seifig glatten Boden. Der Wagen stoppte zwar, doch die Glätte auf dem Untergrund trieb ihn weiter.

Plötzlich drehte sich das Heck weg. Diesmal half kein Gegenlenken. Der LKW geriet in die gefährliche Nähe einer Mauer und »küsste« sie mit der Frontseite.

Ein hässliches Knirschen erklang. Fahrer und Beifahrer wurden durchgeschüttelt. Ein Gewehr rutschte von den Knien und verschwand im Bodenraum unter dem Armaturenbrett.

Das war der Anfang am Ende.

Vielleicht hätte der Fahrer den Wagen noch freibekommen, wäre nicht der zweite hinter ihm gewesen. Auch er war durch das Bremsmanöver überrascht worden, hatte nicht rechtzeitig stoppen können und fuhr gegen das Heck des ersten Wagens.

Der Schlag wuchtete die Männer nach vorn. Sie waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und sahen deshalb nicht, was sich draußen alles tat. Man hatte die beiden anfahrenden Wagen längst bemerkt und Alarm gegeben. Keinen schrillen oder lauten, nein - einen Alarm, den die Männer genau verstanden. Er war flüsternd weitergegeben worden, und die Mitglieder des Einsatzkommandos wussten ebenso Bescheid wie Sir James Powell, der in vorderster Front stand.

Für ihn war das Erscheinen der Lastwagen in gewisser Hinsicht eine Enttäuschung. Er hatte damit gerechnet, dass es John Sinclair und Suko gelingen würde, die LKW zu stoppen. Ihr Auftauchen überzeugte den Superintendenten vom Gegenteil, wobei er sich fragte, ob es John und Suko überhaupt geschafft hatten.

Er sah die sich bewegenden Schatten in der Nebelsuppe. Die linke Hand hielt er in der Manteltasche versteckt, die Finger der rechten umklammerten das Sprechgerät, wobei sich die Rillen dicht vor

seinen Lippen befanden.

Die Fahrer mussten die Sperre mittlerweile bemerkt haben, trotz des Nebels, und sie reagierten auch. Bremsen! Genau das Falsche!

Wahrscheinlich hatten sie sich zu sehr erschrocken, und Sir James bekam mit, wie der erste Wagen zur rechten Seite wegglikt, und dort befand sich ausgerechnet eine Mauer.

Es gelang dem Fahrer nicht, seinen Wagen vor ihr zum Stehen zu bringen, und so prallte er mit der Kühlerschnauze dagegen. Der zweite Lastwagen fuhr auf den ersten.

Sir James bemerkte es mit einer gewissen Genugtuung, während er in das Walkie-Talkie sprach und seine Einsatzbefehle gab. Er redete mit ruhiger Stimme, die Männer reagierten prächtig. Man brauchte ihnen nicht in allen Details zu sagen, was sie zu tun hatten. Wie Schatten erschienen sie aus dem Nebel, schwere Waffen in den Händen haltend, und das waren nicht nur Gewehre.

Die Männer im Führerhaus des ersten Wagens waren durch den Aufprall nach vorn gewuchtet worden. Der Fahrer lag über dem Lenkrad. Er stöhnte, denn sein Brustkorb schmerzte höllisch. Wahrscheinlich hatte er einige Quetschungen abbekommen.

Sein Kollege hatte mehr Glück gehabt. Zwar hatte er sich nicht abstützen, dafür aber abdrehen können, nur sein Gewehr war zu Boden gerutscht. Er bückte sich und hob es auf.

»Verdammt, komm hoch, Ramirez!«

Der Fahrer stöhnte nur. Er beugte sich zwar zurück, sein Gesicht war verzerrt. Ein Beweis, dass er starke Schmerzen verspürte. Der kam nicht raus, das sah der andere sofort. Aber er musste weg. Der Mann drehte sich um, rammte die Tür auf, spürte die kalte Luft, wollte aus dem Wagen springen und sah plötzlich die beiden Männer, die Gewehre in ihren Händen hielten.

»Komm langsam raus!«

Da gab der Beifahrer auf. Er tat, was man ihm sagte, und dabei

huschte sogar noch ein Grinsen über seine Lippen, denn er dachte an die lebenden Toten, die diesen Typen die Hölle heiß machen würden. Das Gewehr wurde ihm aus der Hand gerissen, kaum dass er den Boden berührt hatte.

Ein dritter Mann kümmerte sich um ihn. Handschellen klickten um seine Gelenke, während die beiden ersten den Fahrer aus dem Führerhaus hievt. All das geschah, ohne dass ein Wort gesprochen wurde. Still, beinahe gespenstisch lautlos, die Männer waren in der Tat ein gut aufeinander eingespieltes Team.

Bevor der Beifahrer des ersten Lastwagens abgeführt wurde, gelang es ihm, noch einen Blick über die Schulter zu werfen. Auch die beiden Männer im zweiten Wagen wehrten sich nicht. Sie waren aufgefahren, vielleicht verletzt worden und wurden ebenso aus dem Fahrzeug gezogen wie auch die Typen aus dem ersten Wagen. Keine Chance. Und die Zombies?

Kaum hatte der Mann daran gedacht, als er ein Fauchen vernahm und Stöße in den Rücken bekam. Man trieb ihn hart voran. Das Fauchen wurde zu einem Donnern, und einen Augenblick später erhellten lange Flammenzungen die graue Nebelsuppe.

Sie stachen in die wallenden Wolken hinein. Da wurde dem Mann klar, was die anderen vorhatten.

»Weg, weg!« Man stieß ihn weiter, schaffte ihn in Sicherheit, denn die Lastwagen würden schon sehr bald explodieren.

Und mit ihnen die Ladung.

Ein Tor war von den Leuten aufgeschoben worden. Es führte zu einem Fabrikhof. Hohe Mauern umgaben ihn. An dieser Stelle hatte das Einsatzkommando so etwas wie ein Hauptquartier errichtet. Die vier Gefangenen, alle konnten sie sich noch auf den Beinen halten, mussten sich an die Mauer lehnen und die Arme hochhalten. Trotz der Fesselung.

Ein älterer Mann mit Brille trat in ihre Nähe und sprach etwas in

ein Walkie-Talkie. Der Einsatzbefehl.

Man konnte nichts sehen. Nur der Widerschein des Feuers breitete sich aus, und gewaltige Flammenzungen leckten in den grauen, verhangenen Nebelhimmel. Die Lastwagen brannten.

Und mit ihnen die Zombies.

Laut fauchten und knatterten die Flammen. Dazwischen glaubten die Gefangenen leise, verwehende Schreie zu hören.

Sie wussten Bescheid. Es würde keine Zombie-Plage in London geben. Keinen Sieg des Voodoo. Oder?

Noch gab es für sie Hoffnung. Denn der dritte Wagen würde einen anderen Weg nehmen...

Ich war nach vom gestoßen worden und wurde von den widerlichen, kalten Totenklauen der lebenden Leichen aufgefangen und aufgehalten. Querada drehte sich mit. Er lachte laut auf und hielt seine Waffe in Anschlag, wobei er meine Bewegungen mit der Gewehrmündung sehr genau verfolgte.

King Grenada war zur Seite gegangen. Er stand dicht an der Tür. Angespannt, mit einem irren Blick in den Augen, denn er wollte zusehen, wie mich die Zombies umbrachten.

Zum Glück für mich hatten die beiden die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Und der hieß in diesem Fall Suko. Mein Partner war ein Mensch, der die Nerven behalten konnte und genau dann eingriff, wenn es nötig war.

Auch hier.

Mich hielten die Zombies fest. Zwei hatten ihre Krallen in meine Kleidung geschlagen, zerrten, rissen und wollten einfach nicht loslassen. Die anderen beiden wuchteten sich auf mich.

Man hatte mich nach hinten gezogen, die Arme wurden dabei festgehalten, aber ich konnte meine Beine bewegen, und die Zombies, die auf mich fielen, gerieten auch in die Schusslinie dieses

Querada. Es waren zwei halbverweste Gestalten, Zerrbilder des Schreckens, und beide traf ich voll, als ich meine Beine wieder nach vorn rammte. Sie flogen zurück. Wie Gliederpuppen wirkten sie in diesem Augenblick. Einer krachte gegen die Wand, der zweite Zombie nahm Kurs auf Querada.

Er lenkte ihn ab.

Für Suko war es günstig. Die Tür stand immer noch offen. Und wie ein Schatten huschte der Chinese durch den Spalt.

Bevor Querada sich versah, hatte Suko zugeschlagen. Sein Hieb fegte dem Kerl den Hut vom Schädel und trieb ihn gleichzeitig in die Knie. Die Mündung geriet aus der Richtung. Suko sorgte dafür, dass er die Waffe verlor.

Zwei Handkantenschläge ließen den Arm des Mannes taub werden. King Grenada schrie wie eine Sirene. Plötzlich war alles anders geworden. Er stellte fest, dass er die beiden Geisterjäger unterschätzt hatte, denn sie wirbelten jetzt gemeinsam.

Ich stemmte mich auf die Füße. Dabei drückte ich mich am Boden ab, kam hoch, und damit hatten die Zombies nicht gerechnet, denn ihre Klauen rutschten an meinen Schultern ab.

Ich wirbelte herum.

Meine gestreckte Handkante hieb gegen ein teigiges Gesicht, und der lebende Leichnam wurde zurückgeschleudert. Ausgeschaltet war er nicht, da musste ich andere Waffen nehmen. Ich schnappte mir den Ersatzrevolver, drehte den Arm und sah ein Gesicht dicht vor mir. Der Schuss dröhnte auf. Das Gesicht verschwand und mit ihm der Zombie.

Wieder sprang ich zurück, kiselte gleichzeitig herum und sah noch soeben, dass der King die Flucht ergriff. Nicht umsonst hatte er sich nahe der Tür aufgehalten. Jetzt verschwand er nach draußen und hatte Glück, dass ihn der Nebel umwallte und gleichzeitig auch vor meinen Blicken schützte!

Ich dachte an den Lastwagen und daran, dass er mit Zombies besetzt war. Damit konnte Grenada noch immer eine Hölle entfesseln, trotz allem. Ich durfte ihn nicht entkommen lassen.

Dabei verließ ich mich auf Suko. Mit drei Zombies wurde mein Partner fertig, so dass ich mich um den King kümmern konnte.

»Ich hole ihn mir!« schrie ich Suko zu, wartete seine Antwort erst gar nicht ab und startete.

Kaum war ich in den verdammten Nebel getaucht, als ich zwei Dinge bemerkte. Erstens das Glatteis. Es hätte mir fast die Beine weggerissen. Zum zweiten vernahm ich ein Brummen. Für mich ein Zeichen, dass der Fahrer den Motor des Lastwagens angelassen hatte.

Jetzt wurde es tatsächlich höchste Eisenbahn!

Suko sah Querada zu Boden sinken und wusste, dass er sich um ihn vorerst nicht zu kümmern brauchte. Er hörte noch John Sinclairs Ruf, dann wandte er sich den drei lebenden Leichen zu.

Die Zombies waren durch den Angriff des Geisterjägers durcheinandergewirbelt worden, hatten sich aber jetzt wieder formiert. Etwas kam Suko zugute. Es war die Trägheit der lebenden Leichen. Zombies konnten sich nicht so schnell bewegen wie Menschen. Ihre Reaktionen waren langsam, als würden die Untoten erst überlegen, ob sie angreifen wollten oder nicht.

Der Inspektor dachte auch an die Trommler. Sie hatten ihre unheimlich klingende rhythmische Musik gestoppt, hielten zwar die Trommelstöcke in den Händen, taten ansonsten nichts, denn sie hatten auch keinen anderen Befehl bekommen. Suko rechnete damit, dass die Menschen unter starken Drogen standen.

Er ließ die Zombies kommen.

Querada lag links von ihm stöhnend am Boden und konnte nicht mehr, obwohl er es versuchte, aber er brach jedes Mal wieder

zusammen. Der Inspektor wollte Munition sparen und sich auf seine Dämonenpeitsche verlassen. Sie war für diese untoten Monstren ebenso tödlich wie eine Silberkugel, und die Peitsche hatte der Chinese längst ausgefahren. Er holte nicht einmal stark aus, sondern drehte den Arm ein wenig nach hinten und schleuderte ihn dann vor. Die drei Riemen bekamen Fahrt. Gleichzeitig fächerten sie auseinander, so dass sie eine möglichst große Trefferquote erreichten. Zwei Zombies wurden sofort erwischt. An dem dritten wischte der rechte äußere Riemen vorbei.

Die Untoten jaulten auf. Noch nie hatte Suko derartige Geräusche aus den Mäulern lebender Leichen gehört. Es war ein sirenenhaftes Schreien, das sich durch den Kellerraum fortpflanzte und als Echo allmählich verhallte.

Die Zombies wankten dabei zurück. Sie verloren ihr Gleichgewicht, in den Knien sackten sie ein, und allmählich löste sich ihre Haut von den bleichen Knochen.

Sie brachen zusammen. Noch einmal zuckten sie, dann lagen sie still, und aus den Wunden, die die Riemen der Peitsche gerissen hatten, strömte beißender Qualm der Decke entgegen.

Der dritte wollte zurück. Das sah nach Flucht aus. Er hatte instinktiv bemerkt, dass er gegen die Peitsche nicht ankam.

Suko heftete sich an seine Fersen. Im Laufen schlug er zu. Drei Riemen klatschten in den Rücken des Zombies. Der wurde nach vorn katapultiert, krachte bäuchlings zu Boden und blieb liegen, ohne sich zu rühren. Auch er verging.

Der Chinese konnte einen glatten Sieg auf ganzer Linie verzeichnen. Wenigstens was die drei Untoten anging.

Übriggeblieben war Querada. Und der konnte was vertragen. Als Suko sich umdrehte, hatte er schon eine kniende Stellung erreicht. An sein Schnellfeuergewehr kam er nicht heran, aber er griff unter seine Jacke und zog ein Messer hervor.

Es war ein Mordinstrument mit sehr langer Klinge, die im Licht der Lampe gefährlich blitzte. Langsam hob er den Arm. Sein Gesicht verzerrte sich, und Suko hätte jetzt seine Beretta ziehen und schießen können, aber er brachte es einfach nicht fertig.

Querada war fertig. Ein Schrei verließ seine Kehle, als er merkte, dass er sich übernommen hatte. Der Waffenarm sank nach unten, ohne dass die Klinge seine Hand verlassen hätte.

Der Körper folgte. Dumpf schlug er zu Boden. Auch die Hand, die das Messer hielt. Dabei verkantete sich die Klinge, bekam Druck und stach nach innen, wobei sie genau in die Handfläche des Mannes schnitt. Aus der Wunde sickerte Blut. Als langer dunkelroter Faden rann es zwischen den Fingern hervor und auf dem leicht schrägen Boden einem kleinen Abfluss zu. Querada war erledigt.

Sein Chef aber nicht. Das wusste auch Suko. Er lief nach draußen, tauchte in den Nebel und hörte die dumpfen Schreie, die ihm aus der Suppe entgegenschwangen...

Ich wusste nicht, wie es der King geschafft hatte, die Glatteisfallen zu umgehen, jedenfalls erreichte er unbeschadet den Lastwagen und wuchtete seinen fetten Körper an der Beifahrerseite des Führerhauses in die Höhe, wobei der zweite Mann kurzerhand aus dein Fahrzeug geworfen wurde. Als er am Boden lag, schrie ihm Grenada etwas zu, das ich leider nicht verstehen konnte.

Doch der Typ gehorchte. Er kam hoch. Ich war inzwischen näher gelaufen und erkannte, dass er schießen wollte und auch ein Gewehr hielt.

Ich nahm den Revolver.

Mein Mündungsfeuer leuchtete früher auf. Der Nebel schluckte einen Großteil des Abschussknalls, aber den Zweck erreichte ich allemal. Meine Kugel traf.

Der Mann schrie erstickt. Er taumelte zur Seite, bevor er

zusammenbrach und sich die Hüfte hielt, wo ihn meine Kugel hoffentlich nicht tödlich getroffen hatte.

Als ich ihn erreicht hatte, war der Fahrer soweit, dass er starten konnte. Der LKW setzte sich in Bewegung.

Ich lief noch schneller. Von der Fahrerseite her rannte ich auf den Wagen zu und sah hinter der Scheibe trotz des Nebels das fette Gesicht des King Grenada.

Er hatte eine Waffe. Meine Beretta. Die Scheibe war nach unten gekurbelt worden, und Grenada streckte seinen rechten Arm nach draußen, wobei er auf mich zielte. Aus vollem Lauf hechtete ich zur Seite, denn selbst schießen konnte ich zwar, doch eine Treffsicherheit war nicht gegeben.

Bevor ich noch auf den Boden prallte, sah ich im Fensterausschnitt das Aufblitzen der Beretta, die Silberkugel selbst erwischte mich nicht. Ich rollte durch den Schwung ein paar Mal über die Schulter und die eigene Achse, während der LKW beschleunigt wurde und eine schiefe Ebene hinauftuckerte, die ihn auf das normale Straßenniveau brachte. Ich rappelte mich wieder auf. Ein paar Knochen taten mir weh, darum kümmerte ich mich jetzt nicht, denn ich musste den verdammt Lastwagen erreichen. So rannte ich hinter ihm her. Zwischen mir und dem Heck des Lastwagens wallten die grauen Nebelschleier.

Nicht nur ich konnte nicht so rasch laufen, wie ich eigentlich gewollt hätte, auch der Fahrer hatte seine Schwierigkeiten. Ich merkte es daran, dass die Heckleuchten manchmal von einer Seite zur anderen schwangen. Für mich ein Beweis, dass der kleine Truck schlingerte. Das gab mir Hoffnung.

Er war fast um das große Haus herumgefahren und befand sich dort, wo auch der kleine Parkplatz angelegt worden war und ich meinen Bentley abgestellt hatte.

Das war natürlich günstig für mich, so änderte ich die Laufrichtung

und eilte auf den Bentley zu. Zweimal rutschte ich aus, kam mir vor wie ein Eisläufer und hätte fast noch einen leicht verunglückten Rittberger geschafft, doch zum Glück blieb ich auf den Beinen und erreichte meinen Wagen, gegen den ich fast noch geprallt wäre. Während ich den Schlüssel aus der Tasche holte, warf ich einen Blick nach rechts. Dort schlingerte der Wagen soeben in eine Kurve, wurde abgedriftet, und als ich hinter dem Lenkrad saß, erkannte ich, dass die Bremsleuchten aufglühten.

Der Wagen stand.

Ich fuhr vorsichtig an. Auch die Bentley-Räder drehten zunächst durch, packten danach, und ich schoss vorwärts.

Sekunden später erreichte ich den LKW. Genau in dem Augenblick, als er wieder startete.

Ich bremste, der Bentley rutschte, das war mir egal, denn ich stieß bereits die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Vier Schritte musste ich laufen, erreichte den fahrenden Wagen und riss die Tür auf. Als sie mir entgegenschwang, zog ich den Kopf ein und hielt mich an der Griffstange fest.

Ich hatte die Fahrerseite gewählt. Der dunkelhäutige Mann wandte mir sein verzerrtes Gesicht zu, während King Grenada anfang zu schreien und mit der Beretta herumfuchtelte.

Die Beutewaffe hatte ich weggesteckt, und deshalb besaß ich noch eine freie Hand. Damit packte ich den Fahrer, riss ihn vom Steuer weg, und er fiel mir entgegen.

Ich klammerte mich an der Stange fest, der Mann kippte und schrie. Ein Schuss peitschte. Mich hatte die Kugel nicht getroffen, denn auch der jetzt steuerlose Wagen spielte verrückt, fuhr einmal nach links, dann wieder nach rechts und hielt überhaupt keine Spur. Bis es krachte. Da war er mit der Schnauze gegen eine Mauer gefahren. Der Motor heulte noch nach, ich wurde durchgeschüttelt und ließ die Griffstange los. Sofort fiel ich nach hinten, ebenso wie der Fahrer,

und beide landeten wir auf dem Rücken.

Ich sah Blut auf den Lippen des Mannes und hörte ein verzweifelteres Ächzen. Also hatte Grenadas Kugel ihn getroffen.

Diesen Fettwanst und Mörder würde ich mir kaufen, das stand hundertprozentig fest.

In der engen Fahrerkabine war er verloren. Das wusste er selbst und hatte den Wagen an der anderen Seite verlassen.

Wenn er noch etwas erreichen wollte, musste er seinen letzten Trumpf, die Zombies, ausspielen und diese von der Ladefläche holen. So rechnete ich und hatte mich nicht geirrt.

Der King eilte um den Wagen herum. Es sah seltsam aus, wie er sich bewegte. Seine Fettmassen wackelten und schaukelten, aber er war in seinem Hass nicht zu bremsen. Er schaffte es sogar, das Heck des Wagens vor mir zu erreichen, wobei ich Acht geben musste, dass er nicht sofort feuerte.

Das tat er nicht, weil er zu sehr damit beschäftigt war, die Plane aufzuzurren, damit die Zombies die Ladefläche verlassen konnten. Er hatte eine Schlaufe bereits gelöst, als ich ihn aus den wallenden Nebelwolken heraus ansprang.

Ich krachte in seinen fetten Rücken und hörte ihn quiekend schreien. An seiner Schulter hatte ich mich festgeklammert und wollte ihn zu Boden reißen, das gelang mir nicht, denn er war einfach zu massig und schüttelte sich wie ein Pudding.

Ich verlor den Halt. Meine Hände rutschten ab, ich musste zurück und bekam einen Hieb von ihm mit, als er sich umdrehte. Der Ellbogen hatte mich in den Magen getroffen, und mir wurde die Luft knapp. King Grenada schrie mir etwas in seiner Sprache entgegen, als er auf mich zuwalzte und die Beretta hochriss.

Jetzt schoss ich gezielt.

Der King konnte vielleicht mit Voodoo-Trommeln oder anderem Totenzauber umgehen, bei Pistolen hatte er seine Schwierigkeiten.

Jedenfalls war ich schneller, und meine Kugel hämmerte in seinen rechten Arm dicht unter der Schulter.

Den Treffer verdaute er nicht so leicht. Er schüttelte sich, spürte wohl die Schmerzen und die Kraftlosigkeit seiner Hand. Die Faust öffnete sich. Meine Beretta fiel zu Boden.

An Aufgabe dachte der King jedoch nicht. Trotz seines verletzten Arms stürmte er weiterhin auf mich zu, denn er hielt in seiner anderen Hand ebenfalls eine Waffe. Es war der Voodoo-Stab mit den drei Köpfen. Ich hätte sie gern der Reihe nach zerschossen. Es würde mir kaum gelingen, weil der King seine Hand zu schnell bewegte und die Köpfe nie ein ruhiges Ziel bildeten.

Aus seinem Arm lief Blut. Die Schädelkugel glänzte wie mit Öl eingerieben, das Gesicht war verzerrt, aus seinen Augen strömte mir der blanke Hass entgegen. Er wollte es wissen.

»Ich töte dich!« kreischte er. »Ich bringe dich um, du Sohn einer dreckigen...«

Ich zog meinen Silberdolch. Die Klinge blitzte für einen Moment auf, und die Augen des Kings weiteten sich noch mehr, als er dies sah. Wahrscheinlich wusste er nicht, was ich mit der Waffe anstellen wollte, denn ich dachte nicht daran, sie in seinen Körper zu schleudern. Bevor er noch reagieren konnte, war ich bei ihm. Einen Sprung benötigte ich. Meine linke Faust versenkte ich in seine Speckmassen, ich hörte ihn röcheln, er wankte, blieb aber stehen, und dann trat mein Messer in Aktion.

Ich schnappte mir zuvor seinen linken Arm, kantete ihn hoch bis zur Schmerzgrenze, und der dicke King sackte in die Knie. Jetzt sah ich die Köpfe dicht vor mir. Schreckliche, lebende Schrumpfköpfe mit glühenden Augen, aufgerissenen Mäulern und spitzen Zähnen, die nach mir hacken wollten.

Drei-, viermal führte ich den Dolch waagerecht, und die geweihte Silberklinge tat ihre Pflicht.

Es gelang mir, die Köpfe vom Stab zu hacken. Sie fielen zu Boden. Dort glühten sie noch einmal auf, aber es war ein Feuer, das sie vernichtete und zu Staub werden ließ.

Schräg hinter mir klatschte der King zu Boden. Er saß da wie ein Buddha, starrte erst mich, dann die Köpfe an und begann zu greinen, als wäre er ein kleines Kind. Er hatte ausgespielt und konnte im Zuchthaus weiter heulen.

Ich ging an ihm vorbei und zuckte zusammen, als eine Pranke meinen Nacken packte. Eisern hielt die Totenklaue fest und drückte mich in die Knie.

»Ja, gib es ihm!« schrie der King. »Ja...!«

Da peitschte der Schuss. Nah sirrte die Kugel an mir vorbei. Ich hörte das Klatschen, der Druck verschwand, ich richtete mich wieder auf und sah einen Schatten im Nebel.

Es war Suko. Er hatte gefeuert, winkte und klatschte Beifall. Ich atmete tief durch, hob eine Hand und spreizte zwei Finger ab, so dass sie ein V bildeten. Das Zeichen für Victory - Sieg!

Wenig später war das Einsatzkommando da. Die Männer hatten ihre genauen Befehle bekommen. Sie nahmen nicht die Gewehre, sondern steckten den Lastwagen in Brand. Wir wollten nicht zusehen und waren wieder zurück in das Haus gegangen. Im Keller standen Sir James, Suko und ich zusammen. Uns allen war anzusehen, welche Last uns vom Herzen gefallen war.

Der Superintendent wollte uns gratulieren, doch wir wehrten beide zugleich ab.

»Wieso nicht?« fragte unser Chef. »Der Sieger ist ein anderer«, sagte ich.

»Und wer?«

»Das Glatteis«, antwortete Suko. »Überlegen Sie mal, Sir, wenn es nicht gewesen wäre.«

Sir James dachte einen Moment nach und nickte heftig. »Es stimmt. Sie haben recht. Das Glatteis hat uns tatsächlich geholfen.«

Jemand unterbrach unser Gespräch. Es war der Einsatzleiter. »Sir«, meldete er. »Dieser King Grenada ist tot. Er hat Gift geschluckt.«

Wir schauten uns an. Schließlich hob Sir James die Schultern »Vielleicht ist es besser für ihn.«

Der Meinung waren wir auch und betrachteten von nun an das Kapitel King Grenada als abgeschlossen.

Schließlich fanden wir auch die Puppen. Sahen die bekannten Gesichter, und uns wurde endgültig klar, vor welch einem Schaden nicht nur London, sondern auch das gesamte Land bewahrt worden war. Sir James gab noch einen letzten Befehl. »Verbrennt sie!« ordnete er an.

»Ich will nichts mehr von ihnen sehen. Nicht einmal Asche.« Dann ging er. Suko und ich hatten für seinen Wunsch Verständnis. Schließlich waren wir Zeugen gewesen, als er durch den Voodoo-Zauber fast gestorben wäre...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 287 »Wenn Satan sich die Hände reibt«